

# EU scheitert bei der Verteidigung ihrer moralischen Grenzen

Viele Menschen sterben bei dem Versuch, die spanische Exklave Ceuta schwimmend zu erreichen. Und die EU? Schimpft auf Spanien und interessiert sich nur für ihre unmenschlichen Asylregeln  
**3, 12**



Spanische Armeesoldaten blockieren am Freitag den Zugang zum Strand für Menschen, die von Marokko in die spanische Enklave Ceuta kommen Foto: Antonio Sempere/ap/dpa

## VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen und Herren!

Fast 100 Tote, nachdem verzweifelte Menschen versuchten, über das Meer in die spanische Exklave Ceuta zu schwimmen. Oder wie man in Deutschland sagt:

Hauptsache, Timmy geht es gut.

Kommentar von **Reiner Wandler** zu den Gründen der Krise um Ceuta

## Pedro Sánchez hat mächtige Feinde

Etwa 60.000 Menschen umschwimmen den Grenzzaun zwischen Marokko und der spanischen Exklave Ceuta, nach letzten Stand sterben 80 dabei. Zwei Fragen bleiben danach: Wie verzweifelt muss man sein, um sich auf dieses Unterfangen einzulassen? Und: Wie inhuman sind diejenigen, die ebendiese Verzweiflung für Machtinteressen ausnutzen?

Die erste Frage ist schnell beantwortet: Nirgends in der Welt ist an einer Grenze das Wohlstandsgefälle so groß wie zwischen Marokko und Spanien. Die Versuchung, den Weg ins vermeintliche Paradies zu suchen, ist groß. Wenn dann das Gerücht kursiert, Spanien würde niemanden abschieben, zieht das Zehntausende an.

Doch Marokko ist kein Ort, der für die Einhaltung von Menschenrechten bekannt ist. Deshalb schauen viele weg, wenn sich Tausende Menschen auf den Weg in Richtung Grenze nach Ceuta ma-

chen, während der allmächtige König Mohammed VI. nur 30 Kilometer entfernt sein Thronfest feiert. Eigentlich sind die diplomatischen Beziehungen zwischen Marokko und Spanien gerade gut, im Vergleich zu früheren Jahren. Die Regierung von Pedro Sánchez hat die Autonomielösung für die besetzte ehemalige spanische Kolonie Westsahara anerkannt und ist damit weit auf Mohammed VI. zugegangen. Warum lässt Marokko also nun den Massenansturm auf Ceuta zu?

Geht es um spanische Energiedeals mit dem Erzfeind Algerien? Wohl kaum, die sind nicht neu. Was neu ist: Sánchez – Vorsitzender der Sozialistischen Internationale, aus dem sich die deutsche SPD längst zurückgezogen hat – ist für viele ein Politiker, dessen es sich zu entledigen gilt.

Er ist der letzte Linke an der Spitze eines großen EU-Landes. US-Präsident Donald Trump und Benjamin Netanjahu verabscheuen Sánchez. Er wei-

gert sich, die US-Truppen von Basen in Spanien aus operieren zu lassen, und spricht vom „illegalen Krieg gegen den Iran“. Zudem verurteilte Sánchez die Entführung von Venezuelas Präsidenten Nicolás Maduro, wofür er Drohungen von Trump erntete. Ähnlich unbeliebt ist Sánchez bei Netanjahu, dem er Völkermord im Gaza-Streifen vorwirft.

Sánchez hat sich zu einer linken Leitfigur über Spaniens Grenzen hinaus entwickelt – und wurde so zur Zielscheibe vieler. Auch rechtsextreme Regierungen in Italien und Finnland reagieren mit Grenzkontrollen, als läge Ceuta nicht außerhalb Schengens und auf einem anderen Kontinent, sondern gleich nebenan.

Mohammed VI. ist der engste Verbündete der USA und Israels in Nordafrika. Sein Vorgehen in Sachen Ceuta kommt der neofaschistischen, trumpistischen Internationalen mehr als gelegen.

## Feuer frei

Auch in Griechenland brennen wieder die Wälder

10



Foto: reuters

Sie lassen sich ihre Pride nicht nehmen Rekord-CSD in Hamburg eine Woche nach dem Anschlag

2, 12

## Gianni im Abseits

Fifa-Boss Infantino muss um seine Wiederwahl bangen

19

## Was Deutschland von Österreich lernen kann

Ein Debattenbeitrag, warum man sich Rechten nicht anbieten sollte

12



Foto: imago

## „Wie Sie sehen, lebe ich“

Wolfgang Kubicki glaubt im Interview an die Rückkehr der FDP

7

26.000

GenossInnen ermöglichen die taz, indem sie in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder unter 030 | 25 90 22 13



Dervo Sejdic kämpft unbeirrt für die Rechte der Roma

Es hat lange Jahre gedauert, jetzt ist es so weit. Dervo Sejdic, der bekannteste Vertreter der Roma in Bosnien und Herzegowina, wird heute von bosnischen Medien und ausländischen Diplomaten hofiert. Der 1956 in Visoko geborene und mit 15 Geschwistern aufgewachsene Dervo Sejdic wird nicht mehr nur als Minderheitenvertreter, sondern jetzt auch als einer der wichtigsten Bürgerrechtler des Landes wahrgenommen. Denn gemeinsam mit dem Juden Jakob Finci hat er ein wichtiges Urteil am Menschenrechtsgerichtshof in Straßburg erwirkt.

Doch diesen Sonntag, der Gedenktag der Opfer des Nationalsozialismus während der deutschen Besatzung 1942 bis 1945, spricht er vor allem über das Schicksal der Volksgruppe der Roma während dieser Zeit. Zehntausende Roma wurden damals von den hitlertreuen kroatischen Ustascha und dem serbischen Nedicegime verfolgt. Die Rechtsradikalen ermordeten ganze Familien auf offener Straße. Die Ustaschen ermordeten im kroatischen Konzentrationslager Jasenovac mindestens 19.000 Roma, die in Serbien gefangenen Roma wurden von den Deutschen direkt nach Auschwitz weitergeleitet.

„Roma waren vollkommen rechtlos“, sagt Dervo. „Wer Roma auf der Straße traf, konnte sie schlagen oder töten“, erklärt er. Gefangene Roma hätten nicht einmal eine KZ-Nummer in die Haut gebrannt bekommen, wie bei allen anderen Gefangenen üblich, sondern nur die Nummer des Waggon, der sie dorthin gebracht hatte.

Man sieht es Dervo an, wie es angesichts all dessen in ihm rumort. Überlebende Roma wurden durch den Sieg der Titopartisanen 1945 befreit. Dervo wuchs im Titostaat auf. Minderheiten wurden in diesem Staat nicht mehr diskriminiert. Dervo Sejdic wurde der „erste Roma-Polizist in Jugoslawien“, wurde Teil einer Spezialtruppe, die zu Beginn des letzten Krieges 1992 das Gebäude des Staatspräsidiums schützte. Er blieb auf der Seite der Verteidiger Sarajevos und damit Bosniens. Seine Frau wurde durch eine Granate getötet.

Nach dem Krieg las Sejdic die in Dayton verhandelte und letztlich von der internationalen Gemeinschaft oktroyierte Verfassung. „Ich fragte mich, wo komme ich da eigentlich vor?“ Da konnte er lesen, dass die Macht im Staate nach rein ethnischen Kriterien aufgeteilt war, dass Positionen im Staate ausschließlich den drei verfassungsmäßigen „konstituierenden Völkern“ vorbehalten waren, also den Bosniaken, den Kroaten und den Serben.

Alle anderen fallen durch das Raster, Roma oder Juden, aber auch Menschen, die sich einfach nicht national definieren wollen. Dagegen zogen Sejdic und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Jakob Finci, vor den Europäischen Gerichtshof in Straßburg. Am 22. Dezember 2009 kam das Urteil: Die Regelung sei diskriminierend und verstoße gegen die Europäische Menschenrechtskonvention. Das Gericht forderte Bosnien und Herzegowina auf, seine Verfassung und sein Wahlrecht zu ändern, um allen Bürgern unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit das gleiche passive Wahlrecht zu garantieren.

Doch das Urteil wurde nie umgesetzt. Die herrschenden Nationalisten blockieren alle Reformen und die internationale Staatengemeinschaft ist gespalten. Vor allem Russland stützt die serbischen Extremisten. Der Bürgerrechtler Dervo Sejdic aber führt den Kampf für die Demokratisierung, Gleichberechtigung aller Bürger und die Rechte von Minderheiten unbeirrt fort. Erich Rathfelder

Vielfalt besonders sichtbar: Parade zum Christopher Street Day zieht über den Hamburger Steindamm Foto: Lisi Niesner/reuters

Jetzt erst recht

Sieben Tage nach dem islamistischen Anschlag in Berlin ziehen 300.000 Menschen durch Hamburg. So groß war der CSD hier noch nie

Aus Hamburg Ilka Kreutzträger

Trucks, Luftballons, Regenbogenfahnen, Seifenblasen und Transparente: „Triggerwarnung: Friedrich Merz“, „Schützt die queere Jugend“, „Wir waren immer hier, wir sind immer hier, wir werden immer hier bleiben“.

300.000 Menschen sind am Samstag beim CSD in Hamburg auf der Straße, mehr als erwartet und so viele wie nie. Schnell ist der Anfang der Demo, die den Steindamm runter gen Innenstadt zieht, nicht mehr zu sehen. Eine Person in goldenem Pailletten-Sakko umarmt einen LKA-Mann, der neben ihr steht, lässt kurz die Hand auf seiner Schulter liegen und sagt: „Hey, danke, das muss man ja auch mal sagen.“ „Na klar!“, sagt der LKA-Mann. „Wenn was ist, einfach Bescheid geben.“

Der Hamburger CSD findet genau sieben Tage nach dem Anschlag auf den CSD in Berlin statt, bei dem eine Mutter aus Warschau gestorben ist. Sie war mit ihrer Tochter da, die bei der Attacke schwer verletzt wurde. 30 weitere Menschen wurden verletzt, weil ein 21-Jähriger in unmittelbarer Nähe zum CSD mit einem Auto absichtlich Menschen angefahren hat. Er wurde einen Tag später bei einem Polizeieinsatz erschossen, war als islamistischer Gefährder eingestuft und wurde überwacht – allerdings nicht rund um die Uhr.

Bis zuletzt lagen laut den Sicherheitsbehörden für den Hamburger CSD keine konkreten Gefährdungshinweise vor. Angepasst hat die Polizei ihr Sicherheitskonzept dennoch. Betonpoller und Lkw stehen an der Strecke, Hubschrauber und

Drohnen sind im Einsatz, einige Einheiten aus anderen Bundesländern sind hinzugeholt worden, Kommunikationsteams laufen mit. Es sind doppelt so viele Kräfte im Einsatz, als vor dem CSD-Anschlag in Berlin eingeplant waren. Trotzdem verschwimmt die Polizei in der riesigen bunten Menge.

Es ist der größte CSD, den Hamburg jemals gesehen hat. Das teilen Polizei und Veranstalter übereinstimmend mit. Beide loben den sehr friedlichen Verlauf der Großveran-

„Wir dürfen jetzt keine Angst haben, denn dann hätte die Seite gewonnen, die gegen uns ist und nicht will, dass wir ein freies Leben führen“

Thomas Hoffmann, Mitglied des Vorstands von Berlin Pride

staltung mit dem Motto „Solidarisch queer. Haltung zeigen – für eine Zukunft ohne Angst“. Fast 150 Gruppen nehmen teil, die meisten sind zu Fuß unterwegs, dazu Zehntausende an der Strecke. Knapp 60 Trucks fahren mit, auch einer der Berlin Pride ist dabei.

„Es sind Tränen geflossen hier auf unserem Truck, und gleichzeitig sagen alle, es sei gut, dass wir hier sind, dass wir sichtbar und fröhlich sind – und, dass wir tanzen. Das macht den CSD aus“, sagt Thomas Hoffmann, Vorstandsmitglied von Berlin Pride. „Wir dürfen jetzt keine Angst haben, denn dann hätte die Seite gewonnen, die gegen

uns ist und die nicht will, dass wir ein freies Leben führen. Wir müssen dafür sorgen, dass die Mehrheitsgesellschaft auch erkennt, dass hier die Freiheit für alle bedroht ist.“

Da sei die rechtsextreme Bedrohung – die alltäglichere, die auch an den Wahlergebnissen der AfD zu sehen sei. „Gleichzeitig dürfen wir nicht verkennen, dass der islamistische Terror, der jetzt in Berlin einen konkreten Anschlag als Resultat hatte, eine Gefahr für die queere Community ist.“ Beides existiere gleichzeitig adressiert werden.

„Berlin, wir stehen stabil an eurer Seite“, hatte Christoph Kaymann, Co-Vorsitzender von Hamburg Pride, schon am Abend zuvor bei der Eröffnung des dreitägigen Pride-Straßenfestes gesagt. Mit einer Schweigeminute wurde vor dem Hamburger Rathaus der Opfer von Berlin gedacht. Eine Regenbogenflagge mit Trauerflor hängt dort. Kaymann rief dazu auf, die unterschiedlichen Gemütszustände zu respektieren, mit denen die Teilnehmenden in diesem Jahr dabei sind. „Unsere Botschaft ist klar: Ihr seid nicht allein.“

Auch der CSD beginnt mit einer Botschaft an die Bundespolitik. „Wir fühlen uns nicht gehört“, sagt der frühere Vorsitzende von Hamburg Pride, Stefan Mielchen. Er steht an einem kleinen Redepult vor den ersten Trucks, kurz bevor sie sich in Bewegung setzen. „Es ist niemand aus der Bundesregierung nach Hamburg gekommen, da ist also kein Signal der Regierung an die queere Community, das zeigt: Wir stehen an eurer Seite.“ Es brauche nicht immer mehr folgenlose Ankündigun-

gen, stattdessen müsse aus seiner Sicht endlich ein Verbot von Diskriminierung aufgrund der sexuellen Identität im Grundgesetz verankert werden.

„Wir stellen niemanden unter Generalverdacht“, sagt Mielchen unter Applaus. „Und deswegen ist es richtig und gut, dass wir gleich über den Steindamm ziehen.“ Das ist eine muslimisch geprägte Straße unweit des Hamburger Hauptbahnhofes. „Dort ist die Vielfalt unserer Stadt besonders sichtbar, und wir können zeigen, dass wir uns in unserer Unterschiedlichkeit sehen und achten.“ Islamisten, so Mielchen, stünden außerhalb unserer Gesellschaft, die sie in Wahrheit bekämpften.

„Ich finde es schade, dass heute niemand von der Bundesregierung hier ist, denn das steht ja symbolisch für eine Politik, die queere Sichtbarkeit bekämpft“, kritisiert auch die ehemalige Grünen-Parteichefin Ricarda Lang, die sich unter die Teilnehmenden gemischt hat. „Manche Worte der Anteilnahme, die wir in der letzten Woche gehört haben, wirken ein bisschen heuchlerisch. Wenn man für queere Rechte einsteht, dann macht man das 365 Tage im Jahr und nicht nur nach solchen schlimmen Anschlägen.“

Fast fünf Stunden lang kriecht der CSD am Samstag durch die Stadt, bis er an der Binnenalster endet, die die Menge nach der Abschlusskundgebung umfließt. Das Straßenfest dort und am Rathaus geht auch am Sonntag noch weiter. Manuel Opitz von Hamburg Pride fasst den CSD am Ende so zusammen: „Uns hat eine Welle der Solidarität der Stadtgesellschaft getragen.“



taz lage

Auf TikTok nach Sachsen-Anhalt

Bis zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt am 6. September werden auf dem TikTok-Kanal der taz mehrmals pro Woche Videos aus dem Bundesland erscheinen. Dafür habe ich in einer Kooperation mit der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg das TikTok-Format „Anhalten!“ entwickelt. Besonders junge Menschen informieren sich zunehmend über diese Art Plattformen. Das Format

setzt hier an und zielt darauf ab, vor allem diese Zielgruppe vor der Landtagswahl zu erreichen. Es beschäftigt sich mit rechter Gewalt, rechten Alltagsstrukturen und zivilgesellschaftlicher Gegenwehr in Sachsen-Anhalt. Damit möchte ich nicht nur meinem Masterabschluss näherkommen, ich blicke auf mit großer Sorge auf mein Bundesland.

Sachsen-Anhalt ist seit sieben Jah-

ren meine Heimat und hat so viel zu bieten, was in der öffentlichen Wahrnehmung aber kaum Platz findet. Umso wichtiger ist mir, denjenigen Menschen eine Bühne zu geben, die sich vor Ort täglich gegen die Faschisierung einsetzen. Dafür habe ich in kurzen Reportagen Betroffene, Engagierte und Expert:innen begleitet. Visuell sind die Videos in einem authentischen, bewusst nicht

überproduzierten „Selfmade“-Look gestaltet, der den Sehgewohnheiten entspricht und Nähe zum Publikum erzeugt. Ob sie am Ende die „richtigen“ Leute erreichen, bleibt offen – der TikTok-Algorithmus ist unergründlich. Aber manchmal reicht schon ein einziges Video, das jemanden zum Zuhören, Nachdenken oder Hinschauen bringt.

Johanna Pichler



Eine Person liegt nach ihrer Ankunft in Ceuta völlig erschöpft am Strand, 30. Juli  
Foto: Marcos Moreno/ Anadolu Agency/afp

# Gerüchte und außenpolitische Spielchen

Wie es dazu kam, dass plötzlich 60.000 Flüchtende versuchten, über die Exklave Ceuta in die EU zu gelangen – und welche Rolle Marokko spielte

Von **Christian Jakob** und **Mirco Keilberth**

Bis zu 60.000 Menschen aus Marokko, Algerien und anderen afrikanischen Staaten sind bis zum vergangenen Donnerstag über die normalerweise schwer bewachte und hochgerüstete Grenze in die spanische Exklave Ceuta gelangt. Massenhafte Grenzüberschreitungen gab es hier in der Vergangenheit immer wieder. Doch nie eine so große Zahl an Menschen.

Selbst aus weit entfernten Teilen Marokkos waren Menschen in Bussen in die marokkanische Gemeinde Fnideq gelangt. Vor den Augen von Sicherheitskräften stiegen sie aus und zogen in Richtung der Grenzanlagen am Strand von Tarajal. Viele umrundeten schwimmend eine Mole und kletterten auf der spanischen Seite an Land. Später öffnete die Menge Durchgänge in den Grenzanlagen und lief hindurch. Erst am Donnerstagabend griffen die marokkanischen Sicherheitskräfte wieder ein und schlossen den Übergang.

Bis Sonntagnachmittag barg Spanien laut Behörden 72 und Marokko 17 Leichen, darunter viele Kinder. Dutzende Menschen sind nach NGO-Angaben weiter vermisst, vermutlich dürften insgesamt über 100 Menschen zu Tode gekommen sein – die meisten durch Ertrinken.

Spanien brachte die meisten der Menschen nach Angaben unabhängiger Beobachter weitgehend ohne Gewalt nach Marokko zurück. Auch Mohamed Sbihi aus der Medina von Rabat war am Donnerstagmittag über einen offenen stehenden Grenzübergang nach Ceuta gekommen. „Die spanischen Beamten ließen uns einfach passieren.“

Der 24-Jährige berichtet der taz am Telefon, dass in der Vorwoche auf TikTok und Instagram plötzlich zahlreiche Videos auftauchten, in denen für die Reise nach Ceuta geworben wurde. „Ein Gericht habe entschieden, dass man von dort ganz einfach auf das spanische Festland reisen könne“, sagt Mohamed Sbihi. „Zusammen mit drei Freunden habe ich, ohne groß nachzudenken, beschlossen zu gehen. An

einem angegebenen Treffpunkt am Stadtrand standen wir in einer riesigen Menschenmenge. Wir hatten weder Geld noch einen Plan. Dann fuhren Lastwagen vor. Auf der Ladefläche kamen wir bis Fnideq.“

Sbihi war in der ersten Gruppe, die nicht schwimmend, sondern zu Fuß über die Grenze kam. Es habe einige Mitreisende gegeben, die scheinbar die anderen anführten und sie direkt in Richtung Hafen brachten. Bewohner der umliegenden Stadtviertel hätten sie mit Knüppeln und Luftgewehren von dort verjagt. „Weil alle Läden geschlossen waren und wir überall auf feindselige Bewohner und Polizisten trafen, waren wir den ganzen Tag in Bewegung“, berichtet Mohamed Sbihi. Irgendwann am Abend seien sie dann einfach durch die noch immer offene Grenze zurückgegangen.

„Ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich losgezogen bin“, sagt Ayooob, ein Student aus Tanger. Er war am Freitag vom Strand in Fnideq nach Ceuta geschwommen. An den Beinen hat er zahlreiche blaue Flecken, berichtet der 20-Jährige. Zunächst hätten marokkanische Beamte versucht, mit Schlagstöcken die in die Kleinstadt drängende Menge aufzulösen. Viele Menschen im Meer hätten von Mitschwimmenden gerettet werden müssen, sagt er. „Als ich dann leblose Körper sah, wurde mir klar, dass das eine schlechte Idee war.“ Ayooob steckt nun in Fnideq fest und hofft, dass ihm seine Eltern am Sonntag das Geld für ein Busticket nach Tanger schicken. Doch vor allem die auch nach Ceuta gereisten Migrant:innen aus Westafrika wollen bleiben. Abubakr Bangui aus Sierra Leone harrt mit seiner Frau und Tochter am Strand von Ceuta aus. „Wir bleiben, schlimmer als in Marokko kann es hier auch nicht werden.“

Die große offene Frage ist, wie dieser Durchbruch der einzigen Landgrenze zwischen Afrika und der EU möglich war.

Marokko wird von Spanien seit Jahrzehnten für die Bewachung der Grenzanlagen bezahlt – hatte die Bewachung aber in der Vergangenheit schon mehrfach vorübergehend eingestellt, um

Druck auf Spanien aufzubauen. Ein entscheidender Faktor dürfte diesmal die schlechte wirtschaftliche Lage im Land gewesen sein. Inflation, Arbeitslosigkeit, Dürre und Wasserknappheit machen vor allem jungen Menschen außerhalb der großen Städte Marokkos zu schaffen. Die Unzufriedenheit ist groß. Im vergangenen Oktober zogen junge Menschen bei den „Gen Z 212“-Protesten – benannt nach der Landeswahl – deshalb in Massen auf die Straßen. „Es gibt viele Krisen und eine chaotische Situation im Land. Europa erscheint da vielen

„Als ich dann leblose Körper sah, wurde mir klar, dass das eine schlechte Idee war“

**Ayooob**, Student aus Tanger

als das Eldorado“, sagt Hassane Amari, Forscher und Aktivist der NGO Association pour tout.e.s les migrant.e.s im marokkanischen Oujda der taz.

Am 23. September wird in Marokko ein neues Parlament gewählt. Der Regierung in Rabat mag da eine gewisse außenpolitische Härte gegenüber Spanien nützlich erscheinen. Madrid hatte sich jüngst dem mit Marokko verfeindeten Nachbarn Algerien angenähert, unter anderem mit einem großen Gasdeal. Zudem will Madrid Bewohner:innen des von Marokko besetzten Westsaharagebiet, die vor dem spanischen Abzug 1976 geboren wurden, die Staatsangehörigkeit anbieten. Das würde Rabats Position in der Westsahara unterminieren. „Marokko wird mit der Aktion am Donnerstag seine Karten ausgespielt haben“, sagt Hassane Amari.

Ein zweiter Faktor war eine auffällige Häufung von Posts in den sozialen Medien in den Tagen vor Donnerstag. Die Botschaft: Der Weg nach Europa ist offen. Vielfach wurde dabei auf ein Urteil des obersten spanischen Gerichtshofs vom 8. Juli verwiesen. Der hatte entschieden, dass eine direkte Abschiebung ohne Asyl-

prüfung unzulässig ist, wenn die Betroffenen Ceuta oder Melilla auf dem Seeweg, also schwimmend, erreicht hätten.

In der Migrationsbewegung der vergangenen Woche habe es „etwas Anormales“ gegeben, sagt Hassane Amari. Die NGO Caminando Fronteras dokumentiert die Lage an den Grenzen von Melilla und Ceuta seit vielen Jahren und hat Beobachter:innen vor Ort. Die Mobilisierung sei keinesfalls nur mit dem Urteil des spanischen Gerichtshofs zu erklären und auch nicht nur mit Social-Media-Posts, sagt die Gründerin Helena Maleno der taz. „Da kamen Busse aus dem ganzen Land und man hat sie fahren lassen.“ Die Zäune von Ceuta seien sechs Meter hoch, extrem stark kontrolliert. „Und plötzlich gehen da die Tore auf. Das ist eine politische Entscheidung“, sagt sie.

Die Regierung von Pedro Sánchez ist für Rechtsextreme und Autoritäre ein Feindbild, nicht nur wegen ihrer Migrationspolitik, und weil sie eine der wenigen verbliebenen liberalen Stimmen innerhalb der EU ist. Maleno weist darauf, dass Spanien sich mit seiner Position zum Iran und zum Gazakrieg Feinde gemacht habe – und Marokko wiederum der US-Regierung eng verbunden ist.

Im März hatte Michael Rubin, Ex-Pentagon-Beamter und Fellow des MAGA-nahen Thinktanks American Enterprise Institute, Marokko offen dazu aufgerufen, Bulldozer an die Grenze zu schicken „und dann unbewaffnet in Ceuta und Melilla einzumarschieren, um die Flagge zu hissen“, so Rubin. Andrii Sybiha, der Außenminister der Ukraine, schrieb auf X von einer „intensiven russischen Propagandakampagne in ganz Europa“, die Bilder aus Ceuta nutze, „um Destabilisierung zu säen.“ Es habe mehr als 1.500 Veröffentlichungen auf Plattformen gegeben, die von Analysten als prorussisches Netzwerk identifiziert wurden.

Migration sei immer schon genutzt worden, um Druck auf andere Staaten zu machen, sagt Helena Maleno. „Die Verlierer sind die Migrant:innen.“ Gewinner solcher Ereignisse seien Sicherheits- und Rüstungsfirmen.

## Alle gegen Spanien

Nach der Ceuta-Krise gerät Pedro Sánchez unter Druck. EU-Staaten fordern eine härtere Migrationspolitik, Spaniens Rechte spricht von einer „Invasion“

Von **Reiner Wandler**

Spaniens Regierungschef Pedro Sánchez fühlt sich verraten. Länder wie Italien oder Finnland hätten Spanien nach dem Massenansturm von über 50.000 Immigranten auf die Exklave Ceuta an der nordafrikanischen Küste im Stich gelassen, angetrieben von „Vorurteilen, Falschmeldungen, Unwissenheit oder politischen Interessen“, schimpft der Chef einer Linkskoalition nach dem beide forderten, Spanien vom Schengenabkommen auszuschließen. Auf Betreiben der rechtsextremen italienischen Regierung unter Giorgia Meloni unterzeichneten zudem 22 der 27 EU-Staaten – darunter Deutschland – einen Brief, in dem sie die spanische Migrationspolitik kritisierten und Brüssel zu einem härteren Vorgehen gegen irreguläre Migration aufforderten.

„Wir haben die Pflicht, irreguläre Migration wirksam abzuschrecken und unerbittlich zu bekämpfen“, betonten die europäischen Staats- und Regierungschefs in ihrem Schreiben und werfen Spanien eine Politik vor, die Immigranten anziehe, da sie „als Anreize dient, wie etwa die Regularisierung einer sehr großen Anzahl irregulärer Einwanderer“. Spanien hatte zu Jahresbeginn einen Prozess gestartet, bei dem bis zu einer Million bereits seit längerem im Lande lebende und arbeitende Immigranten Papiere erhalten werden. Sánchez verteidigt dies immer wieder als Frage der „sozialen Gerechtigkeit“.

„Die Europäische Union kann eine derart egoistische, polarisierende und illegale Reaktion nicht zulassen“, beschwert sich die Spanische Premier in einem eigenen Schreiben an die EU. Darin verweist er auf die Statistiken, denen zu Folge zwischen 2021 und 2026 kamen, über Italien 478.600 irreguläre Einwanderer in die EU, über Spanien nur knapp halb so viele. Ausserdem erklärt er, dass für die restlichen EU-Länder keinerlei Gefahr bestand. Denn die beiden spanischen Exklaven an der nordafrikanischen Küste, Ceuta und Melilla, gehören nicht zum Schengenraum. Wer von dort auf die iberische Halbinsel reist, muss die Schengen-Außengrenze passieren und wird deshalb streng kontrolliert.

Sánchez forderte ein dringendes Treffen mit den EU-Innenministern, um zu bekräftigen, dass die Sicherheit der EU-Außengrenzen eine gemeinsame Verantwortung aller Mitgliedstaaten sei. Am Dienstag wird es nun zu einer Videokonferenz und damit einem direkten Schlagabtausch kommen. Zu Hause verliert die rechte und rechtsextreme Opposition kein Wort über die Verantwortung Marokkos an der Krise. Stattdessen schießt sie sich auf Sánchez ein und wirft ihm „verspätetes Handeln“ vor. So etwa der Chef der größten Oppositionspartei, der konservativen PP, Alberto Núñez Feijóo. Er reist zwei Tage nach dem Massenansturm pressewirksam nach Ceuta – als die meisten Immigrant:innen die Stadt bereits wieder verlassen haben und weitgehend Normalität herrscht.

Zeitgleich zu Feijóos Besuch trafen auch mehrere Dutzend spanische Nazis in Ceuta ein. Sie demonstrierten unter Polizeischutz gegen Sánchez und dem, was sie „muslimische Invasion“ nennen. Es versammelten sich Hunderte Gegendemonstranten. Eine bunter Haufen aller Kulturen und Religion, die in Ceuta zu Hause sind – „Christen, Muslime, Atheisten gegen Faschisten“, erklärte eine Teilnehmerin vor laufenden Kameras. „Ceuta vereint und nicht geteilt“, riefen die überwiegend jungen Teilnehmer immer wieder.

Feijóos PP regiert in vier Regionen – Andalusien, Aragonien, Kastilien und León sowie Extremadura – mit der rechtsextremen Vox. Gemeinsam kündigten sie an, Hilfsorganisationen wie der Caritas die Förderung zu streichen, um „zu verhindern, dass auch nur ein Euro öffentlicher Gelder an diejenigen fließt, die diese Invasion unterstützen“. Vox fordert seit Jahren die „Remigration“ von acht Millionen Menschen – auch von Eingebürgerten. Parteichef Santiago Abascal droht: „Wenn die Regierung die Einwanderer nicht ausweist, werden es die Spanier tun.“



Jede Aktivität folgt einem festen Rhythmus: kurze Bewegung, lange Erholung. Dieses Prinzip hilft Clara Schmale

## 30 Sekunden Bewegen, 30 Sekunden Pause

Nach Long Covid wird Clara Schmale zum Pflegefall. Erst spät erkennen Ärzt:innen ihre ME/CFS. Wie sie sich trotz Fehldiagnosen und einer kaum erforschten Krankheit Schritt für Schritt in ihr Leben zurückarbeitet

Aus Oldenburg **Gunhild Seyfert**  
und Fotos **Andreas Burmann**

eise öffnet sie die Tür des Zimmers, in dem sie im Pflegebett lag. Im Dunkeln. Tagein tagaus, fast regungslos und voller Schmerzen. Aber jetzt tritt Clara Schmale heraus, steht mit einem sympathisch offenen Lächeln im Flur ihres Elternhauses und sagt „Guten Morgen!“ Sie ist wieder da, kann sprechen, hören und gehen. Mit 39 Jahren erobert sie sich Schritt um Schritt ihr Leben zurück. Das gleicht einem Wunder – einem, für dessen Verwirklichung aufmerksame, liebevolle Menschen viel getan haben.

Als Ingenieurin für Energie- und Umwelttechnik war sie eine erfolgreiche junge Führungskraft, aber dann wurde sie chronisch schwerst krank. Sie engagierte sich politisch für Klima- und Umweltschutz, aber sie verlor jegliche Kraft. Sie liebte das Leben mit ihrer Familie und ihren Freund:innen, aber dann wurde sie zum Pflegefall. Mit 37 Jahren hatte sie Pflegegrad 5, die höchste Pflegestufe, meistens am Ende des Lebens gegeben.

Im Jahr 2022 infizieren sich Clara Schmale, ihr Mann und der zweijährige Sohn mit Covid. Die beiden werden wieder gesund, Clara nicht. Bei ihr häufen sich danach die Infekte und diese dauern länger als üblich. Noch gibt es jedoch gute Phasen. Aber im Herbst 2023 erleidet sie im Badezimmer einen Sturz, fällt mit ihrem Kopf gegen das Waschbecken und bekommt eine Gehirnerschütterung. Es folgt ein hartnäckiger Infekt. An Heiligabend muss sie in die Notaufnahme des Krankenhauses Buchholz, wo sie 40 km südlich von Hamburg lebt. Ihr Herz rast schon im Ruhezustand, sie hat Schmerzen am ganzen Körper und in ihrer Brust fühlt sie einen harten Widerstand, gegen den sie kaum einatmen kann.

Es ist der Beginn einer Odyssee, bei der uninformierte Ärzt:innen ihrer Gesundheit noch mehr Schaden zufügen werden. Spät erst stellt sich heraus: Clara Schmale hat die Krankheit mit dem fast unaussprechlichen Namen. Sie hat ME/CFS. Das steht für Myalgische Enzephalomyelitis / Chronisches Fatigue Syndrom und ist eine schwere multisystemische Erkrankung. ME/CFS kann nach Infektionen mit Viren auftreten.

Corona, aber auch das Epstein-Barr Virus, Influenza und Herpes können Auslöser sein. Nach der Coronapandemie schnellten die Zahlen nach oben. Oft werden die Begriffe „Post-Covid-Syndrom“ und „ME/CFS“ synonym verwendet, wobei das Krankheitsbild von ME/CFS als schlimmste Ausprägungsform gilt. In Deutschland sind etwa 650.000 Menschen betroffen, das sind so viele, wie in Stuttgart leben. Weltweit sind es vermutlich mehr als 40 Millionen.

Aber viele Ärzt:innen kennen ME/CFS nicht. Auch die, die Clara Schmale im Krankenhaus Buchholz zwischen Weihnachten und Silvester 2023 freundlich bemüht untersuchen. Sie hätte eine leichte Lungenentzündung und einen ein-

**„Ich habe versucht, daran zu glauben, dass es mir wieder besser gehen wird – sonst hätte ich’s nicht ausgehalten“**

Clara Schmale

geklemmten Nerv im Brustkorb. Damit entlässt man sie. Ihr Zustand verschlechtert sich weiter und Mitte Januar muss sie erneut in die Klinik. „Da war der Tonfall dann plötzlich ganz anders“, erinnert sich ihre Mutter Agnès Perrin.

„Die Ärzte sagten: „Sie können uns ruhig sagen, dass Sie zu Hause Gewalt erleben! Da ist doch immer dieser Weihnachtsstress in den Familien ...“ Knapp drei Jahre später sitzen Claras Mutter und Vater im Wohnzimmer ihres Einfamilienhauses nahe der Oldenburger Innenstadt und sind darüber noch immer empört. „Clara wurde unterstellt, sie flüchte ins Krankenhaus. Sie solle bekennen, dass sie Gewalt erlebt!“

ME/CFS-Patient:innen werden im Medizinbetrieb oft falsch eingeschätzt und diagnostiziert. ME/CFS ist zwar seit über fünfzig Jahren medizinisch deklariert, aber bislang gibt es zu wenig Grundlagenforschung: zu wenig hochwertige Studien und keine allgemein akzeptierten, einfach messbaren Biomarker. Damit gibt es auch keine standardisierte Diagnostik und keine zugelassenen Medikamente zur ursächlichen Therapie. Dieser Mangel trifft nicht nur die Kranken, sondern die gesamte Gesellschaft. Auf 31 Milliarden Euro pro Jahr allein in Deutschland werden die gesamtgesellschaftlichen Kosten geschätzt, die ME/CFS verursacht. Berechnet wurde dies von einer Forschungsgruppe um die ME/CFS Research Foundation zusammen mit Risklayer, einem Unternehmen des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT). Eingerechnet sind dabei Pflegekosten, Sozialleistungen, Ausgaben für medizinische Versorgung sowie Ausfälle von Produktion und Steuereinnahmen.

Weil die Symptome von ME/CFS-Patient:innen wenig verstanden werden, vermutet man oft

psychische Defekte. Sie habe eine Angststörung, sei psychosomatisch krank, brauche Psychotherapie und solle sich viel bewegen. Das bekommt Clara Schmale im Januar 2024 im Krankenhaus Buchholz zu hören. Diese Therapievorschläge sind grundfalsch. „Die körperliche Anstrengungen haben ihr absolut geschadet!“, so regt sich ihre Mutter heute noch auf.

Leitsymptom von ME/CFS ist die PEM, die Post-Exertional Malaise. Schon geringe körperliche oder geistige Anstrengung führt zu großer Erschöpfung, zu Muskelschmerzen, grippalen Symptomen, zu einer starken Zunahme aller Beschwerden über mehrere Tage oder Wochen. Anstrengungen sind deshalb zu vermeiden. Bei Clara Schmale verschlimmerte sich durch die ärztlich empfohlene Bewegung ihr Zustand und sie hatte ständig Grippe-symptome. An Pfingsten im Mai 2024 lag sie mit hllischen Schmerzen und fast bewegungsunfähig im Bett.

Wiland Schmale, ihr Vater, ist da und hält ihre zitternde Hand. „Mehr konnte ich ja nicht tun“, sagt er heute und bekommt feuchte Augen. „Da war dieses Gefühl völliger Ohnmacht.“ Er ruft den Notarzt. Dieser Arzt ist der erste glückliche Zufall. Weitere sollten folgen. Solchen Zufällen, dem hohen Einsatz ihrer Eltern und ihrer eigenen Disziplin hat Clara Schmale ihr zweites Leben zu verdanken. Der Notarzt, der Mitte Mai 2024 ans Krankbett tritt, ist pensionierter Schmerztherapeut. Er hat Erfahrung mit ME/CFS-Patient:innen und befragt sie gezielt. Schließlich sagt er: „Ich bin mir sicher: Sie haben ME/CFS.“ Er gibt ein Medikament gegen neuropathische Schmerzen.

„Diese Diagnose war der totale Schock. Ich bin in ein tiefes Loch gefallen“, Clara Schmale sitzt am Esstisch mit Blick auf den Garten und kann gefasst drber sprechen. „Ich habe jeden Tag geweint“, erzählt sie. Nicht nur ihre eigene Not stürzt sie in Depressionen, sondern auch, dass sie für ihren vierjährigen Sohn nicht mehr als Mutter da sein kann.

Im Juni 2024 sorgen ihre Eltern dafür, dass sie zu ihnen nach Hause kommt. Clara liegt im Sanittswagen, nur noch im Liegen kann sie den Transport von Buchholz ins 140 km entfernte Oldenburg überstehen. Ihr Puls ist permanent gefährlich hoch, sie kann auch kaum noch schlafen, weil sie oft an Herzrasen aufwacht. Atemnot



Clara Schmale mit ihren Eltern Agnès Perrin-Schmale und Wiland Schmale

Weil es aufgrund des Rückstands in der Forschung bislang keine offiziell zugelassenen, ursächlich wirkenden Medikamente gibt, suchen Betroffene oft Hilfe im Off-Label-Use. Das heißt „Verwendung außerhalb des Etiketts“ und bedeutet, dass ein Medikament eingenommen wird, für das es bei dieser Krankheit – in Claras Fall ME/CFS – keine offizielle Zulassung der Gesundheitsbehörden gibt. Wissenschaftlich ausreichend belegt sind diese Behandlungen bisher jedoch nicht.

Eines der Medikamente im Off-Label-Use ist LDA – Low Dose Aripiprazol. Offiziell zugelassen ist das Arzneimittel Aripiprazol bei der Diagnose Bipolare Störung. Aber in sehr niedriger Dosierung – „low dose“ – gibt es manchmal Erfolge bei ME/CFS. Vermutlich kann LDA entzündliche Prozesse im Gehirn von ME/CFS-Betroffenen günstig beeinflussen. In den Online-Communities von Betroffenen gilt LDA vielen als Hoffnungsträger – manche nennen es sogar einen „Game Changer“.

Mittlerweile nimmt die Forschung zu ME/CFS Fahrt auf. Im November 2025 kündigte das Bundesministerium für Forschung und Technologie an, dass in den nächsten zehn Jahren 500 Millionen Euro dafür investiert werden sollen. Kanadischen Forscher:innen gelang es bereits, vier verschiedene Subtypen von ME/CFS zu definieren. Es ist davon auszugehen, dass es noch mehr gibt und die auslösenden krankmachenden Mechanismen bei ME/CFS-Patient:innen je verschieden sind. Nur mit Gespür und Glück lässt sich also heutzutage das Off-Label-Medikament finden, das passt.

In den ersten Monaten mit Off-Label-Use verbessert sich unter den Medikamenten bei Clara – nichts. Aber im Bett liegend übt sie Pacing. Das ist ein englischer Fachbegriff und bedeutet „sich selbst das richtige Tempo vorgeben.“ Pacing erfordert viel Verzicht und Disziplin, aber gilt als die Strategie, Post Exertioneller Malaise (PEM) vorzubeugen Allerdings: Pacing kann schwierig für Patient:innen sein, die von Brainfog betroffen sind. Denn damit kann man sich nur noch schlecht erinnern und kaum konzentrieren. Clara aber hat Glück und kann trotz ME/CFS klar denken wie zuvor. Sie lernt, ihre individuelle Belastungsgrenze zu spüren und konsequent einzuhalten. Sie merkt, dass selbst den Kopf zu heben bei ihr eine PEM auslöst. Daraufhin lässt sie ihn auf dem Kissen liegen.

„Alles, was irgendwie ging, habe ich vermieden. Und ich habe versucht, daran zu glauben, dass es mir wieder besser gehen wird“, sagt sie „sonst hätte ich’s nicht ausgehalten.“ Sie bte, ihre Gedanken zu lenken: „Ich habe nur an das gedacht, was mir gut getan hat.“ Sie erinnerte sich an schöne Erlebnisse, die sie früher gemacht hatte und stellt sich ihre Zukunft vor: „Ich habe mir positive Suggestionen gemacht. Was ich gern mache, was ich Leckeres koche oder dass ich einen Garten habe. Später habe ich mir auch vorgestellt, was ich mit meinem Sohn Jarne unternehmen werde.“

Die Eltern pflegen Clara Tag um Tag mit hohem Einsatz, an manchen Tagen unterstützt von einer Freundin, Claras Bruder und dessen Frau, die sich in die Pflege eingearbeitet haben. Flsternd, auf leisen Sohlen und mit Maske vor Mund und Nase kommen sie ins Krankenzimmer, reichen ihr viermal täglich frisch bereitete, pürierte vegane Speisen, dosieren die Medikamente. Sie helfen beim Zähneputzen im Bett, waschen sie dort auch vorsichtig, denn jede Berührung schmerzt. Sie leeren die Campingtoilette, die neben dem Krankbett steht und sind immer per Notruf erreichbar. „Viel aufwändiger als die Pflege war aber das ganze Brokratschel!“, betont Agnès Perrin.

Online hat sie über die Community erfahren, dass manche schwer Betroffene nur Pflegegrad 2 und damit viel zu geringe Pflegeleistungen bekommen. Deshalb besteht sie darauf, dass die Gutachter:in des Medizinischen Dienstes, die zu Clara kommen und über ihre Pflegestufe entscheiden soll, sich mit ME/CFS ausken-

nen muss. Mit Glück erhält Clara so Pflegestufe 5. Agnès Perrin beantragt auch einen Behinder-tenausweis und stellt den aufwändigen Antrag auf Erwerbsminderungsrente. So bezieht Clara eine auskömmliche Rente von der Deutschen Rentenversicherung. „Ich habe keine finanziellen Sorgen“, sagt sie, doch leider sei dies längst nicht bei allen Betroffenen so. Vor allem jüngere Menschen erkranken an ME/CFS und Post-Covid-Syndrom. Wer noch nicht oder weniger als fünf Jahre erwerbstätig war, hat keinen Anspruch auf Rente, muss von Bürgergeld leben und droht zu verarmen.

Ende November 2024 kommt Claras Mann mit dem Sohn wieder zu Besuch. Dieses Mal kommt er ans Bett und sagt ihr, dass er sich trennen will. „Das war ein Schock“, erzählt Clara Schmale mit leicht brüchiger Stimme. „Ich hatte zwar gespürt, dass er sich emotional von mir abgetrennt hatte. Aber ich habe geglaubt, dass es wieder gut wird.“ Sie erleidet einen tiefen Crash. Bis Februar 2025 geht es ihr extrem schlecht. „Aber dann kam so eine Art Widerstand.“ Sie lächelt leicht verschmitzt und sagt: „Dann eben alleine!“

Im März 2025 gibt es erste Anzeichen, dass die Off-Label-Medikamente bei ihr wohl wirken. Sie muss die tägliche Dosis an Schmerztabletten nicht mehr erhöhen, hat weniger Grippe-symptome, kann wieder hören und sprechen und sogar kurze Unterhaltungen führen. Von ihrem Ex-Mann, der sich dafür einsetzt, dass sie ein kooperatives Elternpaar bleiben, erhält sie jeden Abend eine Sprachnachricht. Am nächsten Morgen kann sie hören, was ihr Sohn tags zuvor erlebt hat. Kurzes Hören – Pause – Hören – Pause – Hören ... Diszipliniert achtet sie bei allem auf Pacing.

### Die Eltern pflegen Clara Tag um Tag mit hohem Einsatz

Seit Sommer 2025 kommt zweimal in der Woche eine erfahrene Physiotherapeutin. Sie unterstützt Clara, ihre Muskeln und Sehnen nach dem langen Liegen wieder aufzubauen. ber den Tag verteilt übt Clara Schmale auch alleine. 30 Sekunden Bewegung – 30 Sekunden Pause – 30 Sekunden Bewegung – 30 Sekunden Pause, insgesamt eine Stunde. „Ich freue mich über jeden Tag, an dem ich ohne Schmerzen aufstehe“, sagt sie. Mittlerweile kann sie 400 Meter am Stück gehen, eineinhalb Kilometer mit dem E-Bike fahren, auch mal einkaufen oder kochen.

In den Ruhephasen, die Claras Tage weiterhin bestimmen, hört sie Musik, liest und schreibt am Handy Nachrichten. Jeden zweiten Tag fhrt sie ein Videotelefonat mit dem Sohn – alles im Bett. Dort malt sie auch Aquarelle und hkelt flauschige Kuscheltiere aus samtigen Chenille. Zum Verschenken und für „Hkelhektar“. So nennen sich drei Gruppen von Frauen in Lüneburg, Berlin und Oldenburg, die Selbstgestricktes gegen Spende abgeben und mit dem Erlös Wald- und Moorflächen für den Klima- und Naturschutz pachten.

Mittlerweile hat Clara Schmale eine Wohnung in Buchholz gefunden, in die sie bald einziehen will. Sie möchte wieder selbständig leben und für ihren Sohn als Mutter da sein. Falls ihre Kräfte das zulassen. Sicher ist nichts. Noch immer ist es ein Glücksfall, wenn ME/CFS-Kranke wieder aufstehen. „Ich habe schon die Sorge, dass es wieder schlimmer werden könnte“, sagt Clara Schmale mit leiser Stimme. Abhalten von ihren Plänen lässt sie sich davon aber nicht.

Clara Schmale hat jetzt Pflegegrad 2 und will das Pflegegeld zur Unterstützung ihrer Selbständigkeit einsetzen. Ihre Hamburger Freundin Inga, die ihr damals das Perlenarmband mit „Du schaffst das“ webte, zieht im Herbst mit ihrer Familie auch nach Buchholz. Das freut und erleichtert sie, gibt es ihr doch mehr Sicherheit auf dem schwankenden Boden, den sie bald betritt. Weiterhin zu Unterstützung bereit, aber doch zurück in Oldenburg, bleiben ihre Eltern. „Schade, dass sie weggeht“, sagt Wiland Schmale, lächelt liebevoll und bekommt wieder feuchte Augen. „Aber ganz toll, dass sie geht!“



Mangels zugelassener Therapien setzen viele ME/CFS-Betroffene auf Off-Label-Medikamente

und Schmerzen quälen und sie ist so erschöpft, dass sie auch kein Essen mehr kauen kann.

„Ich sah meine Tochter vernichtet“, sagt Agnès Perrin und gestikuliert ausdrucksstark mit ihren Händen. Die Belastung von damals ist ihr noch anzumerken. Die 65-Jährige ist eine fröhliche, agile Frau, die gerne lösungsorientiert denkt. Aber damals packte sie das blanke Entsetzen: „Man liest nur über diese schrecklichen Fälle und dass es keine Therapie und keine Heilung gibt.“

Freundschaften waren für Clara Schmale und ihre Eltern immer wichtig. Jetzt sind diese Freund:innen für sie da. Inga aus Hamburg knüpft für Clara ein Perlenarmband, mit grünen Perlen webt sie Zeichen aus dem Morsealphabet hinein. „Du schaffst das“, steht darauf. Inga sucht gezielt nach Informationen, die trotz allem Hoffnung machen können. Es gebe ein paar Leute, die da wieder rauskommen, schreibt sie, und dass es manchmal Erfolge mit Off-Label-Use gibt.

„Es ist unglaublich, welches Glück wir in diesem Schlamassel hatten“, sagt Agnès Perrin heute und lacht kurz auf. Denn ihre Hausärztin vermittelte ihr den Kontakt zu ihrer Schwester, einer Apothekerin. Diese war zur Expertin für ME/CFS geworden, weil auch ihre Tochter daran erkrankt ist. Sie berät Agnès Perrin am Telefon und gibt entscheidende Hinweise. Im August bestellt Perrin LDN – Low Dose Naltrexonin einer Apotheke, die dafür spezialisiert ist, das stark verdünnte Medikament pharmazeutisch korrekt herzustellen. Offiziell zugelassen ist Naltrexon bei der Behandlung von Alkohol- und Opiodabhngigkeit. Extrem verdnnnt kann es – mit etwas Glück – auch bei ME/CFS-Patient:innen die Eigenproduktion von Dopamin anregen und so gegen Schmerzen helfen. Später kauft sie mit einem Rezept der Hausärztin auch Aripiprazol, das sie Clara dann in sehr niedriger Dosierung täglich gibt.



die  
geschichten  
der woche

rein  
gehen

Sophie Fichtner und Stefan Hunglinger stellen euch die bewegendsten Geschichten aus der wochentaz vor – und die Kolleg:innen dahinter. **Wöchentlich neue Folgen. Von Politik bis Popkultur.**

Jetzt Reinhören auf **taz.de/podcasts**

## Wenn der blaue Stuhl leer bleibt

Der Linken-Abgeordnete Gerhard Trabert ist so krank, dass er nicht mal sein Mandat abgeben kann. Braucht es eine Gesetzesänderung für Fälle wie seinen?

Von **Pascal Maier**

Eigentlich hat die Fraktion der Linken 64 Sitze im Bundestag, doch einer der blauen Stühle im Plenarsaal bleibt schon seit Beginn der Legislaturperiode im März 2025 leer. Hintergrund ist, dass der Linken-Abgeordnete Gerhard Trabert wegen mehrerer Schlaganfälle sein Mandat nicht wahrnehmen kann.

Trabert, Professor für Sozialmedizin, wurde durch sein Engagement für Obdachlose als „Arzt der Armen“ bekannt. Die Linke hatte ihn 2022 bei der Bundespräsidentenwahl als Gegenkandidat zu Frank-Walter Steinmeier aufgestellt. Zur letzten Bundestagswahl kandidierte er dann erfolgreich auf dem ersten Platz der Linken-Landesliste in Rheinland-Pfalz. Noch vor dem Wahltag erlitt er aber seine Schlaganfälle, die schwere Schäden hinterlassen haben.

Für ihn sollte deshalb eigentlich Lin Lindner aus Trier, bei der Wahl auf Listenplatz 3, in den Bundestag nachrücken. Doch das ist nicht so einfach.

Denn Trabert ist offenbar so schwer beeinträchtigt, dass er seinen Mandatsverzicht nicht selbst erklären kann. Ein Sprecher der Linken teilte schon im Februar mit, dass seine Familie nicht stellvertretend für ihn sein Mandat niederlegen könne – obwohl die Angehörigen vom Amtsgericht als rechtliche Betreuer eingesetzt worden seien. Der Linksfraktion fehlt somit schon seit über einem Jahr eine Stimme im Bundestag und der Wählerwille wird nicht korrekt im Parlament abgebildet.

In diesem Fall dürfte die fehlende Stimme nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Bei sehr knappen Mehrheitsverhältnissen kann eine Stimme allerdings zwischen Regierung und Opposition entscheiden.

Seit 1990 sind laut Bundestagsverwaltung 52 Abgeordnete während ihrer Mandatszeit gestorben, 243 haben ihr Mandat vorzeitig zurückgegeben. In all diesen Fällen konnten problemlos Abgeordnete nachrücken. Schwierig wird es, wenn, wie im Fall Trabert, Bundestagsabgeordnete aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage sind, selbst ihr Mandat zurückzugeben.

Im Bundeswahlgesetz ist geregelt, dass „vorgeschriebene Erklärungen persönlich und handschriftlich“ unterzeichnet werden müssen – also auch die Verzichtserklärung auf ein Mandat. Die Pressestelle der Bundeswahlleiterin gibt auf taz-Anfrage an, ob bei einer schweren Erkrankung ausnahmsweise eine Vertretung die Erklärung abgeben könne, müsse die zuständige Stelle im Einzelfall prüfen.

Die zuständige Stelle wiederum, die Bundestagsverwaltung, stützt sich auf die Rechtsauffassung des Betreuungsgerichts Mainz, wonach ein Mandatsverzicht nicht von einem Betreuer erklärt werden könne. Demnach müsse ein Mandatsverzicht höchstpersönlich erklärt werden, sagt ein Sprecher der Bundestagsverwaltung: „Dass Bundestagsabgeordnete schwer erkranken und das Mandat über einen langen Zeitraum oder gar nicht wieder ausüben können, gab es in der Vergangenheit bereits.“

Es sieht also so aus, als ob die als Nachrücker\*in gehandelte Lin Lindner vorerst doch nicht in den Bundestag zieht, sondern auch weiterhin Medien- und Kulturosoziologie in Trier studiert. Braucht es daher eine Gesetzesänderung, die es Angehörigen ermöglicht, stellvertretend das Mandat von Abgeordneten, die selbst nicht mehr dazu in der Lage sind, zurückzugeben? Unter der Prämisse, dass überwiegend „alte weiße Männer“ im Parlament säßen, wäre eine Neuregelung vorausschauend, sagt Lindner der taz.

Die parlamentarische Geschäftsführerin (PGF) der Linksfraktion, Ina Latendorf, erteilt einer Gesetzesänderung aber eine Absage. Sie sagt: „Die Mandate sind höchstpersönlich.“ Ihr Amtskollege von der SPD-Fraktion, Johannes Fechner, gibt sich zwiespalten. Seine Fraktion wolle das Thema in ihren Gremien beraten. Auch der PGF der AfD-Fraktion, Stephan Brandner, sagt, seine Fraktion werde das Thema nach der Sommerpause besprechen. Die Unionsfraktion möchte sich gegenüber der taz dazu nicht äußern. Die Fraktion der Grünen beantwortet eine Anfrage bis Redaktionsschluss nicht.



Dritte Liga: SPD-Co-Vorsitzende Bärbel Bas im Stadion des MSV Duisburg  
Foto: Dominik Asbach/ZDF

# Die Arbeitsministerin stellt ein Stoppschild auf

Die SPD-Co-Vorsitzende sieht ihre Partei als sozialpolitisches Korrektiv in der Regierung. Bas signalisiert die Bereitschaft, noch mal über die Rentenpläne der Regierung zu diskutieren

Von **Cem-Odos Güler**

Ähnlich wie der MSV Duisburg sehnt auch die SPD nichts sehnlicher herbei als den Aufstieg in höhere Gefilde. Die leeren Zuschauerränge des Fußball-Drittligisten sind deshalb wohl die perfekte Kulisse für das Interview, das die SPD-Co-Vorsitzende Bärbel Bas am Sonntagabend dem ZDF gab. In Ausschnitten aus dem Gespräch, die bereits vorher veröffentlicht wurden, stellte die Arbeitsministerin ihre Partei als sozialpolitisches Korrektiv in der Regierung dar. Ohne die Arbeit der SPD sei dort der „neoliberale Kurs nicht mehr aufzuhalten“, sagte sie.

Von der Parteibasis gab es dieser Tage fundamentale Kritik an Bas und ihrem Co-Vorsitzenden Lars Kling-

beil, der gleichzeitig Finanzminister in der Regierung ist. In einem Brandbrief warf der Vorsitzende des SPD-Unterbezirks Bielefeld, Markus Kollmeier, der Parteiführung vor, den Erwartungen nicht mehr gerecht zu werden. Viele Menschen seien von der Sozialdemokratie enttäuscht, schrieb er an Bas und Klingbeil gerichtet. Eine glaubwürdige Erneuerung der SPD setze voraus, dass Regierungsämter und Parteivorsitz „wieder klar voneinander getrennt werden“.

Auf diese Forderungen angesprochen sagte Bas nun, dass sie Kritik immer ernstnehme, auch Klingbeil tue das. Doch sie stellte die Frage in den Raum, was denn die Konsequenz daraus sei. „Sollen wir aus der Koalition aus-

steigen?“ Mit einigem Zögern erklärte sie, dass die SPD die „historische Verantwortung“ habe, die Koalition zum Erfolg zu bringen. Nur die SPD stelle ein Stoppschild dagegen auf, dass die Regierung vollends einen Kurs Richtung Neoliberalismus einschlage.

Dennoch hinterfrage man immer, ob beide Rollen miteinander vereinbar seien, so die Arbeitsministerin. Doch die SPD habe in der Regierung auch viele Dinge durchgesetzt. Bas verwies auf das Tariftrueugesetz sowie die vorläufige Absicherung des Rentenniveaus. „Wäre die SPD nicht da, wären da wahrscheinlich ganz andere Dinge rausgekommen und nicht zum Besseren für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer.“

montag, 3. august 2026 **taz**

In einer anderen Frage signalisierte die Arbeitsministerin die Bereitschaft, noch mal mit dem Koalitionspartner in Verhandlungen zu treten. Sie sei bereit, bei der geplanten Rentenreform „über alles zu reden“, sagte sie. Die Regierungschefs Michael Kretschmer aus Sachsen, Sven Schulze aus Sachsen-Anhalt und Mario Voigt aus Thüringen (alle CDU) hatten jüngst erklärt, dass die Besonderheiten in Ostdeutschland stärker in die Debatte über die Renten- und Pflege-reform einbezogen werden müssten.

Bas sagte nun, dass sich SPD und Union auf das Maßnahmenbündel zur Rentenreform als Kompromiss insgesamt geeinigt hätten. „Und deshalb ist es wirklich ein Gesamtpaket, was nach Möglichkeit zusammenbleiben soll.“ Trotzdem, glaube sie, werde es um einzelne Punkte „sicherlich im parlamentarischen Verfahren Diskussionen geben“.

Die SPD steht in bundesweiten Umfragen aktuell nur bei 12 Prozent. Bei der Wahl in Sachsen-Anhalt Anfang September muss sie sogar um den Wiedereinzug in den Landtag bangen. In Mecklenburg-Vorpommern will zwei Wochen später Ministerpräsidentin Manuela Schwesig (SPD) ihr Amt verteidigen. In beiden Bundesländern liegt laut Umfragen die AfD vorne.

Bas sagte, die Partei kämpfe darum, in Sachsen-Anhalt deutlich über die 5-Prozent-Hürde zu kommen. Mit Blick auf Stimmenverluste unter Arbeitern an die AfD bei der letzten Bundestagswahl sagte Bas: „Wir müssen uns zurückkämpfen.“ Die Menschen müssten erst wieder Vertrauen haben, dass ihre Arbeitsplätze, ihre Existenzen sicher seien, dass sie ihre Miete bezahlen könnten. Bas sagte weiter, es gebe einen wahnsinnigen Wandel durch künstliche Intelligenz. „Wir brauchen Qualifikation, Qualifizierung, Weiterbildung und mehr Bildungschancen für junge Leute. Und da ist die SPD die richtige Adresse.“ (mit reuters)

## Stumpfe Parolen am Stadtschloss

Beim ersten Aufmarsch der AfD-Jugend zogen etwa 420 Neonazis und Identitäre durch Schwerin. Der Gegenprotest sieht nicht viel größer aus

Aus Schwerin **Nicolai Kary**

Am Wochenende zeigte sich, wie weit die neue Jugendorganisation der AfD am rechten Rand steht. Neonazis, Identitäre und Burschenschaftler reihten sich am Samstag bei der ersten Demonstration der Generation Deutschland in Schwerin mit ein. Am Frontbanner vorneweg: Leif-Erik Holm, der als Spitzenkandidat der AfD für die anstehenden Landtagswahlen in Mecklenburg-Vorpommern antritt.

Es war das erste Mal, dass die AfD-Jugendorganisation nach ihrer Neugründung bundesweit zu einer Demonstration mobilisierte. Laut Polizei waren 420 Menschen dem Aufruf nach Schwerin gefolgt. Die Kulisse für ihren Aufmarsch, den sie als „Tag der deutschen Jugend“ wählten, bot der Alte Garten am Schweriner Schloss. Ein Platz, der sich direkt neben dem Landtag von Mecklenburg-Vorpommern befindet.

In der ersten Reihe des Aufmarschs hatten sich Mitglieder des Bundesvorstands der AfD-Jugend positioniert. Insgesamt hielt sich die Beteiligung aus den Landesverbänden allerdings in Grenzen. Der bayerische

Funktionär Luca Maurice „Helmut“ Strauf präsentierte sich an diesem Tag mit zahlreichen frischen Narben, die sich quer über sein Gesicht verteilten. Seine letzte Mensur, ein Fechtkampf, wie er in reaktionären Burschenschaften praktiziert wird, sei etwa eine Woche her, sagte Strauf stolz.

Auch viele Jugendliche aus Mecklenburgs Jungnazi-Szene waren gekommen, sahen aber neben den gescheiterten Anzugträgern der Generation Deutschland fast schon etwas verloren aus. „Linke Zecke“, rief einer von ihnen einem Journalisten hinterher. Auch einige Anzugträger konnten sich da das Grinsen nicht verkneifen.

Unterdessen posierten Aktivisten der Identitären Bewegung für ein Foto mit White-Power-Handgeste vor dem Frontbanner. Kader der Identitären Bewegung gehören bei der AfD und ihrer Jugendorganisation inzwischen zum Inventar.

Was die verschiedenen Strömungen, die hier mitmarschierten, eint, sind ein gemeinsamer geteilter Rassismus und völkischer Nationalismus. „Germania“, „Stolz und Deutsch“ und rassistische Slogans wie „whiteli-

vesmatters“ konnte man auf ihren T-Shirts lesen.

Die Vorsitzende des Landesverbands der AfD-Jugend in Thüringen, Carolin Lichtenheld, und Florian Ruß aus Sachsen-Anhalt, heizten zusammen den Demozug ein. Für die AfD standesgemäß waren bei dem Aufmarsch auch an diesem Samstag mehrheitlich Männer beteiligt. „Festung Europa, macht die Grenzen dicht“ riefen sie unter anderem. Einstudiert haben die Slogans viele hier wohl bei Aufmärschen der Identitären Bewegung.

Nachdem sich der Demozug in Bewegung setzte, wurden die Parolen noch stumpfer: „Zecken raus“ und „Antifa nach Nordkorea“ wurde skandiert. Gemeint waren Gruppen Gegenprotestierender, die sich am Straßenrand positioniert hatten. Mobilisiert hatten hierzu lokale Initiativen sowie das Protestbündnis Widersetzen – die Zahl der Gegendemonstrant\*innen war dennoch nur unwesentlich höher als die der Rechtsextremen.

Sie schafften es trotzdem eine Dreiviertelstunde vor dem Demostart der AfD-Jugend eine Sitzblockade zu bilden, weshalb der rechte Aufmarsch

umgeleitet werden musste. Der Gegenprotest konnte so zumindest einen kleinen Teilerfolg verbuchen.

Auch der 37-jährige David aus Schwerin beteiligte sich an der Sitzblockade. Er möchte nicht mit vollem Namen in der Zeitung stehen. Er sei für „Vielfalt“ auf der Straße und gegen „engstirniges Denken“ wie bei der AfD, sagte er der taz. Die 69-jährige Karin aus Lübeck, die ebenfalls nicht mit vollem Namen genannt werden möchte, beobachtete das Geschehen unterdessen vom Straßenrand. Sie beteiligte sich zum ersten Mal bei einem Protest gegen die AfD. „Sobald eine Landesregierung von der AfD gestellt wird, werden sich die Verhältnisse verschlechtern“, sagt sie. Sie befürchtet, das könne Auswirkungen auf das gesamte Bundesgebiet haben.

Im Verlauf der Proteste kam es offenbar auch zu einer direkten Auseinandersetzung. Der Hamburger AfD-Jugend-Funktionär Michael Schumann postete auf Social Media ein Video mit Blut im Gesicht. Auf einem weiteren Video sind Vermummte zu sehen, die AfD-Sympathisanten bedrängen. Die Polizei ermittelt nun gegen drei Personen wegen des Verdachts der Körperverletzung.

**taz: Herr Kubicki, in der CDU geht es drunter und drüber. Sind die Tage von Bundeskanzler Friedrich Merz gezählt?**

**Wolfgang Kubicki:** Ich höre aus der Union, dass die Leute kurz vor der Revolution sind. Auch ich habe mich in der Person Merz getäuscht. Wenn man sich seine ersten Reden anhört, hätte man denken können: Die deutsche Wirtschaft klatscht, wir von der FDP klatschen. Doch dann macht er eine Politik, die das genaue Gegenteil ist. Das ist etwas, womit die Union schwer fertig werden wird.

**taz: Merz wird nach den jüngsten Personalrochaden von den eigenen Parteileuten vorgeworfen, er führe die CDU wie eine Firma. Hire and fire: Das müsste doch nach dem Geschmack der wirtschaftsfreundlichen FDP sein.**

**Kubicki:** Aber Parteien sind nun mal keine Firmen und Deutschland ist keine Aktiengesellschaft. Solche Ideen haben sich schon in der Vergangenheit nicht bewährt. Für mich war aber vor allem die Tatsache spektakulär, dass so ein verhältnismäßig kleines Licht aus Bremen sich traut ...

**taz: ... der Firma-Vorwurf stammt vom Bremer CDU-Landeschef Heiko Strohmann.**

**Kubicki:** Ja, dass sich so ein politischer Zwerg – aus Sicht eines Kanzlers – das überhaupt traut, das im Bundesvorstand zu sagen. Wenn mir das passieren würde und keiner würde mich verteidigen, müsste ich nachdenken, ob ich noch die Führungskraft bin, als die ich gewählt wurde.

**taz: Rückblickend: Waren die Ampel-Zeiten gegenüber der jetzigen Regierung erfolgreicher?**

**Kubicki:** Sagen wir mal so: Ich bekomme gelegentlich von Kolleginnen und Kollegen von den Grünen, aber auch von Sozialdemokraten Nachrichten, in denen es heißt, so schlecht waren wir doch nicht. Aber meine Sehnsucht ist begrenzt nach einer Wiederholung der Ampel-Zeit.

**taz: Sie bereuen es also nicht, dass Sie damals so lange gegen die Grünen und auch die SPD geschossen haben, bis der Laden auseinandergefliegen ist?**

**Kubicki:** So zu tun, als hätten die Sozialdemokraten oder die Grünen nicht auch gegen uns geschossen, finde ich ein bisschen komisch.

**taz: Aber die anderen Parteien hatten keine explizite D-Day-Strategie, um die Ampel-Koalition zu beenden.**

**Kubicki:** Doch hatten sie auch. Sie haben es nur nicht so genannt. Es gab ein separates Treffen von Sozialdemokraten und Grünen im Juli 2024 im Kanzleramt, wo über das Ende der Koalition gesprochen wurde. Uns war allen klar, dass es so nicht weitergehen kann, weil die finanziellen Grundlagen für diese Koalition fehlten. Und dann ging es immer um die Frage: Wer ist im Zweifel schuld? Wir haben uns dann freiwillig gemeldet.

**taz: Merz hat gesagt: Kein Kanzler vor mir hat so etwas ertragen müssen. Muss er mehr einstecken als Olaf Scholz oder Angela Merkel?**

**Kubicki:** Es gibt den Satz: Wer in die Küche kommt, muss mit Hitze umgehen können. Und wer in die Politik geht, muss damit umgehen können, dass er unter Beobachtung steht und kritisiert wird. Das erleben wir alle, ich auch. Ich wurde bereits als „Knallfrosch“ und „Quartalsirrer aus dem Norden“ etikettiert. Das muss man wegste-

cken. Wer das nicht kann, ist falsch in der Politik.

**taz: Merz, der Jammerlappen?**

**Kucicki:** Friedrich Merz hat sich jedenfalls als ziemlich dünnhäutig erwiesen.

**taz: Ihre Partei profitiert trotzdem nicht von der Schwäche der Union. Ist die FDP dann doch tot, wie Merz nach der Wahl in Baden-Württemberg erklärt hat?**

**Kubicki:** Wie Sie sehen, lebe ich.

**taz: Sie sind der wandelnde Liberalismus in Deutschland?**

**Kubicki:** Ich bin zumindest schon lange dabei und deutlich älter als die meisten Mitglieder meiner eigenen Partei. Aber zu Ihrer Frage: Der Liberalismus geht ja weit über die FDP hinaus. Die Sehnsucht nach einer freien Gesellschaft findet sich in Deutschland, aber auch weltweit.

**taz: Das dauerhafte Umfragehoch für die AfD spricht eher für die Lust am Autoritäten.**

**Kubicki:** Das ist doch zu einfach gedacht, wenn Sie die alle in die rechtsradikale Nazi-Ecke schieben. Viele Menschen wählen AfD, weil die Politik ihre Problemlösungskompetenz verloren hat. Da gibt es eine Menge schlimme Typen, definitiv. Aber bei vielen Wählern ist es pure Verzweiflung. Eine bessere Politik würde dazu führen, diese Menschen zurückzugewinnen. Nur sehe ich die momentan bedauerlicherweise nicht.

**taz: Die AfD ist schon bei der Bundestagswahl 2025 auf über 20 Prozent gekommen. Die Jahre davor hätte die FDP in der Regierung demnach auch keine bessere Politik gemacht. War es ein Fehler, dass Ihr Vorvorgänger Christian Lindner die Partei thematisch auf das Thema Wirtschaft verengt hat?**

**Kubicki:** Auch das ist von Ihnen zu einfach in dieser Anmutung, die Freien Demokraten auf solide Staatsfinanzen zu reduzieren. Wir haben einen sehr starken gesellschaftspolitischen Ansatz. Gerade die Verteidigung des Rechtsstaates während der Coronazeit ist ein Beleg dafür. Darum haben uns 2021 ja auch so viele Menschen gewählt.

**taz: 2025 wurden Sie dann aber nicht mehr gewählt. Teile der Grünen umwerben bereits heimatlose Ex-FDPlern mit dem Argument, Ihre Partei betrachte sozialliberale Themen als Schnee von gestern. Ist dem so?**

**Kubicki:** Das wird nicht verfangen. Das ist ja auch erbärmlich, wenn die wie ein Staubsauger Stimmen abgreifen wollen, um stärker zu werden. Mit 13 bis 16 Prozent stehen die Grünen natürlich immer noch besser da als die Freien Demokraten. Aus Sicht der Grünen ist das trotzdem bescheiden, weil das keine Machtoption eröffnet. Gucken Sie sich Deutschlands Osten an. In Sachsen-Anhalt versuchen die Grünen jetzt mit taktischen Manövern zu erklären, sie müssten in den Landtag, damit eine AfD-Mehrheit verhindert wird. Erbärmlicher geht es ja nicht.

**taz: Was, bitte, ist erbärmlich daran, Rechtsextreme zu verhindern?**

**Kubicki:** Erbärmlich sind all diese Erklärungen, dass man auf jeden Fall Union wählen muss oder die Grünen oder die FDP oder die SPD, um die AfD zu verhindern. Das ist eine gefährliche Strategie. Wenn das das einzige Argument ist, warum Menschen eine Partei unterstützen sollen, dann werden sie sich von dieser Partei abwenden.



„Ich gehöre zu den Top Ten der beliebtesten Politiker“: FDP-Chef Wolfgang Kubicki Foto: Michael Kappeler/dpa

# „Wie Sie sehen, lebe ich“

Wolfgang Kubicki gibt sich überzeugt, dass der Aufstieg der FDP nochmal gelingen kann. Mit ihm an der Spitze sei in der Partei wieder Ruhe eingekehrt

Interview **Rainer Rutz** und **Cem-Odos Güler**

**taz: Ihre Gegenkandidatin bei der Wahl für den Parteivorsitz, Marie-Agnes Strack-Zimmermann, bezeichnete Sie nach dem Parteitag Ende Mai als „Rechtsausschläger“. Wie läuft's denn aktuell so zwischen Ihnen beiden?**

**Kubicki:** Wir sitzen gemeinsam im Präsidium unserer Partei und Marie-Agnes Strack-Zimmermann ist wie ich sehr sprachgewaltig. Ich bin auch der Letzte, der sie zur Mäßigung anleiten kann, weil ich ja selbst nicht derjenige bin, der sich mäßigt bei seinen Äußerungen. Aber inzwischen konzentrieren sich ihre Äußerungen ja auch wieder auf die Verteidigungspolitik und vor allen Dingen die Politik auf europäischer Ebene. Da ist sehr viel zu tun. Und ich habe gesagt: Marie-Agnes, wenn du es schaffst, dafür zu sorgen, dass wir weniger Bürokratie von Brüssel erhalten, dann hast du wirklich sehr viel erreicht.

**taz: Und der „Rechtsausschläger“?**

**Kubicki:** Jeder der mich wirklich kennt, findet den Vorwurf absurd. Aber mir ist das relativ egal, denn ich bin noch da. Im Gegensatz zu denjenigen, die mir diese Etikettierungen verpasst haben. Das deutet doch auf eine gewisse Durchsetzungsfähigkeit, eine gewisse Beständigkeit, ein gewisses Vertrauen, das mir mittlerweile nicht nur in der Partei entgegengebracht wird, sondern auch von den Menschen in Deutschland. Ich gehöre zu den Top Ten der beliebtesten Politiker. Und das ohne Regierungsmandat, ohne Bundestagsmandat. Das hat doch was.

**taz: Sie haben gerade verklausuliert gesagt, dass Strack-Zimmermann – anders als Sie – weg vom Fenster ist?**

**Kubicki:** Nein, das habe ich nicht gesagt und das wäre auch falsch.

**taz: Für eine gemeinsame Doppelspitze mit ihr waren Sie nicht zu haben. Dabei hätte das Ihre Partei möglicherweise befrieden können.**

**Warum haben Sie sich hier quer gestellt?**

**Kubicki:** Weil ich diese Doppelspitze für wenig zielführend halte. Denn wir würden regelmäßig das erleben, was Sie hier auch probieren. Man würde Kubicki fragen, man würde Strack-Zimmermann fragen, und dann versuchen, daraus einen Widerspruch herzustellen, um zu erklären: Die FDP zerfällt in zwei Lager. Das ist nicht der Fall. Sie sehen doch, dass nach meiner Wahl wieder Ruhe eingetreten ist, auch was das Verhältnis von Kubicki und Strack-Zimmermann angeht.

**taz: Apropos Ruhe. Sie sind Ende Mai mit großem Medienrummel ins Amt gekommen. Uns scheint, genutzt hat es nicht viel. In den Umfragen rangiert die FDP in der Regel weiter unter 5 Prozent. Sind Sie doch nicht der große FDP-Heilsbringer, als der Sie gefeiert wurden?**

**Kubicki:** Erstens hängt nicht alles an Wolfgang Kubicki. Und zweitens werden wir mittlerweile bei allen Instituten wieder ausgewiesen, mit mindestens 4, bei einigen sogar mit 5 oder 5,5 Prozent. Ich bin seit acht Wochen Bundesvorsitzender der FDP. Wenn ich Ihnen im April gesagt hätte, dass die jetzt wieder bei 5 Prozent stehen würde, hätten Sie gesagt: Der Kubicki hat was geraucht. Ich bin da ausgeruht, brauche aber ein bisschen mehr als acht Wochen, um ans Ziel zu kommen.

**taz: Bei den anstehenden Landtagswahlen im Osten sieht es erst mal düster aus.**

**Kubicki:** Ich gebe den Osten nicht verloren. Wir werden ihn auch nicht verlieren, keine Sorge.

**taz: In Berlin liegt die FDP bei 4 Prozent, ebenso in manchen Umfragen für Sachsen-Anhalt, in der jüngsten Sachsen-Anhalt-Erhebung verschwindet Ihre Partei aber wieder unter den „Sonstigen“. Auch in Mecklenburg-Vorpommern wird sie nicht ausgewiesen.**

**Kubicki:** Noch mal: Nichts ist verloren. Vor allem nicht

in Sachsen-Anhalt. Hier haben wir eine realistische Chance, wieder in den Landtag zu kommen. Auch in Berlin mache ich mir keine großen Sorgen bei der Art und Weise der Landes-CDU, die viele Bürgerliche abstößt. Mecklenburg-Vorpommern ist herausfordernder. Wir haben dort 600 Mitglieder und weniger Strukturen. Ich kann da 50 Kilometer übers Land fahren und treffe keinen einzigen Liberalen.

**taz: Sie haben die Wahl in Mecklenburg-Vorpommern für die FDP also abgeschrieben?**

**Kubicki:** Nein, aber es ist eben in Mecklenburg-Vorpommern nicht ganz so einfach. Aber mit einem allgemei-

nen Trend, der uns deutlich über die 5 Prozent hebt, sähe es schon wieder anders aus. Und glauben Sie mir: Der Wiederanstieg der FDP ist mittelfristig nicht aufzuhalten. Ob Sie das freut oder ärgert, dürfen Sie sich selbst aussuchen.

## Wolfgang Kubicki

74 Jahre alt, Rechtsanwalt und seit Ende Mai Vorsitzender der FDP. Kubicki ist seit 1971 Mitglied der Partei und wurde 1990 erstmals in den Bundestag gewählt. Von 2017 bis 2025 war er Vize-Präsident des Bundestags. Die FDP scheiterte bei der Bundestagswahl 2025 an der 5-Prozent-Hürde und ist nur noch in 6 Landtagen vertreten.

genossenschaft

Andreas Uhlrau, Per Dürr  
Genosse seit 2016, Genosse seit 2025

BOOMER, MILLENIALS, GEN Z, ALPHA?

GEN TAZ!

Die taz lebt, weil ihr so seid wie wir: solidarisch.

Mit dem Generationenprojekt öffnen wir die Türen für junge engagierte Menschen, die in die Genossenschaft einsteigen wollen, denen aber das nötige Kapital fehlt. Ältere übernehmen dabei für sie den Anteil – und tragen so das Modell weiter, auf dem die taz beruht: gelebte Solidarität in einer generationenübergreifenden Gemeinschaft.

Helft mit, der nächsten Generation den Einstieg zu ermöglichen – und unserer taz den Rücken zu stärken. Alle Infos unter: [taz.de/generationenprojekt](https://taz.de/generationenprojekt)

# Gericht stärkt Urheberrecht gegen KI-Musikfirma

Suno produziert Musik mit künstlicher Intelligenz – und muss für die Arbeit realer Komponist:innen Schadenersatz zahlen, so das Landgericht München

Von **Christian Rath**

Der KI-Musik-Anbieter Suno hat die Rechte von Musik-Komponist:innen verletzt und muss ihnen Schadenersatz zahlen. Das entschied das Landgericht München I in einem weltweit beachteten Pilotprozess. Geklagt hatte die Verwertungsgesellschaft Gema.

Suno ist ein US-Unternehmen, das auf Eingabe hin KI-generierte Musik erzeugt. „Wie würde Pink Floyd als Punkband klingen?“ Nach zwei Minuten macht Suno einen Vorschlag und spielt einen drei Minuten langen Song, der zumindest nach Punk klingt. Für Einsteiger ist der Dienst kostenlos. Mit zusätzlichen Funktionen kostet ein Abo maximal 22 Euro pro Monat. Mit rund zwei Millionen zahlenden Abonnent:innen weltweit ist Suno Marktführer. Stärkster Konkurrent ist Udio, ebenfalls aus den USA.

Wie alle künstlichen Intelligenzen musste auch Suno mit Daten trainiert werden, hier mit echter Musik. Was die Gema empört: Suno hat dafür keinen Cent bezahlt. Es nutze also die kreative Leistung der Komponist:innen, um damit selbst Geld zu verdienen. Deshalb hat die Gema Suno in einem Pilotprozess verklagt.

Die Gema hatte die Texte von sechs Hits eingegeben, unter anderem „Atemlos“, „Daddy Cool“ und „Forever Young“. Sie machte aber keine Vorgaben zu Melodie, Rhythmus oder Arrangement. Dennoch ähnelten die von Suno generierten Songs den Originalen oft. Für die Gema war damit bewiesen, dass Suno die Originalsongs gegen den Willen der Urheber:innen zum Training benutzte.

Das Landgericht München I schloss sich nun der Gema-Argumentation an. Der reproduzierbare Output von Suno könne nicht mit Zufall erklärt werden. Angesichts der Komplexität und Länge der Musikstücke sei der Zufall als Ursache für den Suno-Output ausgeschlossen, erklärte die Vorsitzende Richterin Elke Schwager. Das KI-Modell habe offensichtlich ganze Songs „memorisiert“.

Suno verletze dabei gleich mehrfach das Urheberrecht der Komponist:innen, so das Gericht. Sowohl die Speicherung der Songs im KI-Modell sei eine unerlaubte Vervielfältigung wie auch jede Ausgabe der Songs an Nutzer:innen.

Der KI-Betreiber hatte argumentiert, dass nicht er, sondern allenfalls seine Nutzer:innen das Urheberrecht verletzen. Das ließ das Gericht aber nicht gelten. Im Gema-Test gab es gerade keine Vorgaben zur Melodie, dennoch spielte Suno zum „Atemlos“-Text automatisch die Melodie des Helene-Fischer-Songs. Die Suno-Nutzer:innen seien nicht für die Funktionsweise des KI-Modells verantwortlich.

Die Praxis von Suno sei auch nicht durch die EU-rechtliche Erlaubnis von Data-Mining gedeckt. Musik darf zwar abstrakt auf Aufbau und Rhythmen untersucht werden. Die Data-Mining-Erlaubnis ermögliche aber nicht, das ganze Werk komplett zu vervielfältigen.

Das Suno-Urteil ähnelt einer ähnlichen Entscheidung des Landgerichts München I aus dem November 2025. Damals entschied das Gericht, dass ChatGPT-Betreiber OpenAI widerrechtlich Liedtexte zum Training seiner KI benutzte. Über die Berufung von OpenAI hat das Oberlandesgericht München noch nicht entschieden.

Neu ist am Suno-Fall, dass es jetzt um Musik geht und dass auch der Trainingsvorgang selbst für rechtswidrig erklärt wurde. Da das Training in den USA stattfand, musste das Landgericht hier US-Recht anwenden. Doch auch die „fair use“-Erlaubnis des US-Rechts ermögliche nicht, ganze Songs kostenlos zu speichern. Die Höhe des Schadenersatzes hat das Landgericht noch nicht festgelegt. Die Gema verlangt für die von ihr vertretenen Komponist:innen eine angemessene Beteiligung an den Umsätzen von Suno.

## Zahl des Tages

# 1 Krisenstab

Der nordrhein-westfälische Verkehrsminister Oliver Krischer (Grüne) fordert mit Blick auf die historischen Tiefstände der großen Flüsse **eine Taskforce, die Maßnahmen gegen die Transportprobleme auf den Schifffahrtswegen entwickeln soll**. Wenn die Verkehrsminister:innen der Länder am Donnerstag tagen, soll es nicht nur um die Trassenpreise für Züge gehen. Hitze und Trockenheit führen zu niedrigen Wasserständen von Donau, Elbe und Rhein. Das Niedrigwasser am Rhein hat am Wochenende neue Tiefststände erreicht. Mit nur noch 21 Zentimetern wurde Sonntagmittag etwa in Düsseldorf der bisherige Rekordwert aus dem Jahr 2018 um zwei Zentimeter unterschritten.

# Hitze stoppt AKW

Die Donau führt so wenig Wasser wie nie: Ungarn schaltet erstmals sein Atomkraftwerk komplett ab. Industrie wird zum Stromsparen verpflichtet

Wegen des historisch niedrigen Wasserstands an der Donau schaltet Ungarn sein Atomkraftwerk Paks vollständig ab. Wie Ministerpräsident Péter Magyar bei Facebook mitteilte, sollte der letzte Reaktorblock in der Nacht zum Sonntag heruntergefahren werden, sodass das Kraftwerk erstmals in den 44 Jahren seiner Existenz komplett abgeschaltet sein wird.

Das AKW Paks mit seinen vier Reaktorblöcken liegt etwa 100 Kilometer südlich der Hauptstadt Budapest und bezieht sein Kühlwasser aus der Donau. Der Fluss hat an seinem Unterlauf stellenweise nur ein Drittel des durchschnittlich im Juli gemessenen Wasserstands. Der Klimawandel macht derartiges Niedrigwasser wahrscheinlicher: Hohe Temperaturen begünstigen die Verdunstung, außerdem

können Perioden ohne Niederschlag länger werden.

Zudem verfügte Magyar per Verordnung, dass die Stromversorgung für Großverbraucher in der Industrie eingestellt werden könne, falls diese „die von ihnen erwartete Verringerung des Verbrauchs nicht umsetzen“, schrieb der Regierungschef. Spätestens ab Montag könne es zu Engpässen bei der Stromversorgung kommen, hatte Magyar bereits am Donnerstag angekündigt.

Dann würden 2.000 Megawatt aus ungarischer Produktion ausfallen, während zugleich wegen der steigenden Hitze der Stromverbrauch der Privathaushalte und der öffentlichen Dienstleister steigen werde. Die Krisensituation könne wegen des erwarteten heißen Sommers noch Wochen andauern, sagte Magyar.

Mehrere Industrieunternehmen, darunter die Autobauer Mercedes und Suzuki, kündigten an, in ihren Produktionsstätten in Ungarn Strom zu sparen. Mercedes hat ohnehin in seinem Werk in Kecskemet ab nächster Woche eine dreiwöchige Produktionspause geplant.

Die Bevölkerung in Ungarn ist weiterhin aufgerufen, während der Spitzenverbrauchszeit zwischen 17 und 22 Uhr nicht zusätzlich Strom zu verbrauchen – etwa durch das Aufladen von Elektroautos und den Betrieb von Klimaanlage. An einem durchschnittlichen Sommerabend würden 6.000 Megawatt Strom verbraucht, aufgrund der Hitze steige dieser Wert um 20 Prozent, erläuterte Magyar. Man setze nun die Stromreserven des Landes ein und kümmere sich um Importe. *(dpa)*



Energiearmut: Wird der Strom abgestellt, wird es düster  
Foto: Julian Stratenschulte/dpa/picture alliance

# Immer mehr Energiesperren

Werden Strom oder Gas abgestellt, sind hohe Gebühren fällig. Der Bundesverband der Verbraucherzentralen fordert mehr Schutz für betroffene Kund:innen

Von **Anja Krüger**

Verbraucherschützer:innen fordern mehr Rechte für Kund:innen, denen Energieversorger den Strom oder das Gas absperren wollen. Die Kosten einer Sperrung für die betroffenen Verbraucher:innen unterscheiden sich erheblich, zeigt ein noch unveröffentlichter Marktvergleich des Bundesverbands der Verbraucherzentralen (VZBV), der der taz vorliegt.

Einer Energiesperre geht immer ein Zahlungsrückstand voraus. Sie kann bereits ab einem Zahlungsverzug von 100 Euro vom Lieferanten eingeleitet werden. Das ist kein Randproblem. Dem Monitoringbericht 2025 der Bundesnetzagentur und des Bundeskartellamts zufolge – der derzeit aktuellste Bericht – erhielten im Jahr 2024 rund 4,6 Millionen Haushalte eine Sperrandrohung für Strom. Bei Gas waren es knapp eine Million.

Tatsächlich in Auftrag gegeben wurden für Strom 981.000 Sperrungen, von denen die Mehrzahl abgewendet wer-

den konnte. Vollzogen wurden etwa 239.300 Lieferstopps, nach 204.400 im Jahr 2023. Bei Gas lag die Zahl der in Auftrag gegebenen Versorgungsunterbrechungen bei rund 218.000. Abgeklemmt wurden rund 34.400 Haushalte, nach 28.100 im Jahr 2023. Anders als beim Strom wird nicht jeder Haushalt mit Gas versorgt, deshalb gibt es auch weniger Lieferunterbrechungen. Für 2025 rechnet die VZBV mit einem weiteren Anstieg der Sperren.

Dabei sehen sich immer mehr Kund:innen schlecht von den Energielieferanten behandelt, wie die Zunahme der Beschwerden bei den 16 deutschen Verbraucherzentralen zeigt. 2025 wandten sich mit 1.700 Kund:innen 36 Prozent mehr aus diesem Grund an eine der insgesamt 200 Beratungsstellen. Im Vergleich zu 2023 waren es doppelt so viele.

Energiesperren treffen Kund:innen meistens in schwierigen Lebenslagen, wenn sie etwa wegen Arbeitslosigkeit, einer Trennung oder verzögerten Sozial-

leistungszahlungen kein Geld haben. Der fehlende Zugang zu Strom oder Gas hat harte Folgen für die Betroffenen, die unter anderem kein Licht mehr haben und nicht mehr kochen oder kühlen können. Die Verbraucherschützer:innen fordern deshalb mehr Vorsorge.

Eine Stromsperre sollte die finanzielle Lage der Betroffenen nicht noch weiter verschärfen

„Wer in Zahlungsschwierigkeiten gerät, muss frühzeitig Unterstützung erhalten, bevor es zu einer Sperre kommt“, sagt VZBV-Energieexperte Florian Munder.

Nach Auffassung der Verbraucherschützer:innen sind die gesetzlichen Fristen von vier Wochen zwischen Sperrandrohung und Vollzug sowie die acht Werktage zwischen der Sperrankündigung und der tat-

sächlichen Versorgungsunterbrechung zu kurz. Diese Fristen reichten nicht, damit die Betroffenen eine Lösung finden können, indem sie etwa Beratungsangebote wahrnehmen, Ratenzahlungen aushandeln oder Sozialleistungen beantragen können. Der VZBV plädiert dafür, diese Fristen zu verdoppeln. Er fordert, dass Sperrverfahren ruhen müssen, wenn eine Schuldner- oder Verbraucherberatung in den Fall einbezogen wird.

Auch wollen die Verbraucherschützer:innen mehr Möglichkeiten, eine Sperre abzuwenden, etwa durch Stundungsvereinbarungen. Nach Auffassung des VZBV sind Energielieferanten beim Eintreiben offener Rechnungen nicht flexibel genug, zum Beispiel was Ratenzahlungen angeht. Außerdem dringt der Verband auf die Einführung eines gesetzlichen Wintermatoriums, damit im Winter die Heizung nicht abgestellt wird.

Eine Stromsperre sollte die finanzielle Lage der Betroffenen nicht noch weiter verschärfen, betonen die Verbraucherschützer:innen. „Wer ohnehin mit steigenden Energiepreisen kämpft, gerät durch zusätzliche Sperr- und Entsperrkosten schnell in eine Schuldenspirale“, sagt Munder.

Denn wird der Anschluss gekappt und wiederhergestellt, entstehen zusätzliche Kosten. Der VZBV hat die Preise dafür von den Betreibern von 58 Energienetzen verglichen. Bei Strom lag die Preisspanne zwischen 92 Euro und 231 Euro, bei Gas zwischen 92 Euro und 315 Euro. Teilweise sind Stornokosten fällig, wenn die Sperre noch abgewendet werden kann. Die Verbraucherschützer:innen fordern eine klare Definition, was angemessene Sperrkosten sind. Weichen die Lieferanten davon nach oben ab, sollen sie das begründen müssen.

Der VZBV begreift die Sperren als Ausdruck struktureller Energiearmut, also einer systematischen finanziellen Überforderung bei der Zahlung von Gas- oder Stromrechnungen. Die trifft nicht nur Sozialleistungsempfänger:innen. Gleichzeitig ist eine Ursache für Lieferstopps der ungünstige Zeitpunkt bei der Auszahlung staatlicher Zahlungen. „Dies kann als Indiz dafür gewertet werden, dass der Sozialstaat bislang nicht ausreichend auf Symptome der Energiearmut reagiert und betroffene Haushalte nicht verlässlich auffängt“, hieß es in einem Positionspapier des VZBV.



# FUTURZWEI

Magazin für **Zukunft und Politik**

# NACHSPIELZEIT

Die offene Gesellschaft liegt schwer im Rückstand. Wie drehen wir das Ding noch?

**Mit:** Daniel Cohn-Bendit, Karoline Eichhorn, Alina Frieske, Ruth Fuentes, Dana Giesecke, Maja Göpel, Diana Kinnert, Reinhard Loske, Wolf Lotter, Anna-Verena Nosthoff, Lukas Rietzschel, Hartmut Rosa, Uwe Schneidewind und Harald Welzer



**JETZT  
ABONNIEREN!**



**mit Abo-Prämie**

**taz FUTURZWEI-Abo-Prämie**  
*Was wäre, wenn wir mutig sind?*  
das neue Buch von Luisa Neubauer

# „Je mehr ökologischer Kollaps, desto mehr Gewalt“

Auf dieser Seite  
finden Sie jeden Montag  
Geschichten rund  
um die Klimakrise

Klimakrise und Angriffe auf CSDs hängen zusammen, sagt der Aktivist Tadzio Müller. Er plädiert für queere Selbstverteidigung

Interview Timm Kühn

taz: Herr Müller, Sie leben offen schwul, kinky und polyamor. Wie geht es Ihnen, wenige Tage nach dem Anschlag auf den Berliner CSD?

Tadzio Müller: Ich war zum ersten Mal seit vielen Jahren auf dem Mainstream-CSD, wegen eines Dates. Als der Anschlag passiert ist, waren wir zum Glück schon über eine Stunde nicht mehr im Tiergarten. Mein Date war schockiert, wütend, traurig. Ich habe gesehen, wie die ganze Dunkelheit der Welt über ihn eingebrochen ist. Zum ersten Mal hat er gespürt, dass wir, die queere Community, angegriffen werden, dass man uns töten will. Für mich war das anders. Ich lebe mit diesem Gefühl der zusammengebrochenen Sicherheit seit mindestens vier Jahren.

taz: Was ist vor vier Jahren passiert?

Müller: Im September 2022 ist der trans Mann Malte auf dem CSD in Münster totgeprügelt worden, weil er sich einem rechten Angreifer in den Weg gestellt hat. Das ist damals medial kaum thematisiert worden, weil der Täter als rechtsradikaler Immigrant in kein etabliertes Schema gepasst hat. Bei der Trauerfeier am Berliner Alexanderplatz waren 20 Leute. Sie glauben nicht, wie einsam man sich mit 20 Menschen auf dem Alex fühlen kann. Seitdem lebe ich in der Welt der Unsicherheit, die durch das furchtbare Attentat am Samstag sichtbar wurde. Unter anderem auf diesen Vorfall geht die ganze Idee der Kollapsbewegung zurück, für die die Notwendigkeit der queeren Selbstverteidigung elementar ist.

taz: Ab dem 5. August trifft sich die Bewegung für mehrere Tage zum zweiten Kollapscamp, das Sie vergangenes Jahr mitinitiiert haben. Dort soll etwa zusammen solidarisches Prepping ge-



Tadzio Müller, Jahrgang 1976, ist Politikwissenschaftler und Klimaaktivist. Er hat unter anderem die Gruppe Ende Gelände mitgegründet, lange als Referent für Klimagerechtigkeit bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung gearbeitet, bloggt und war bei zahlreichen Protesten aktiv  
Foto: Doro Zinn

übt werden, zum Beispiel zur Vorbereitung auf die Folgen der Klimakrise. Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun?

Müller: Systemtheoretisch geht es beim Kollaps um den Zusammenbruch gesellschaftlicher Normalität. Aber was das auf individueller Ebene bedeutet, ist, dass du dich einfach immer unsicherer fühlst. Dafür ist der Angriff auf dem CSD ein Symbol: Die Gewalt kommt zurück zu uns. Die Ausweitung queerer Rechte war in den letzten Jahren einer der letzten gesellschaftlichen Bereiche, wo es tatsächlichen Fortschritt gab. Das ist jetzt vorbei.

taz: Aber was hat das mit der Klimakrise zu tun?

Müller: Bisher wurden in kapitalistischen Gesellschaften Konflikte durch die Verteilung von mehr Dingen gelöst. Das geht so langsam nicht mehr, weil wir an die planetaren Grenzen gestoßen sind.

Deshalb machen sich reakti-näre Kräfte auf die Suche nach Sündenböcken. Historisch sind das immer die Fremden und Perversen gewesen, also Ausländer:innen und Queers. Je mehr ökologischer Kollaps, desto mehr gesellschaftliche Konflikte, desto mehr Suche nach Sündenböcken, desto mehr Gewalt gegen Minderheiten und marginalisierte Gruppen – das ist der Zusammenhang.

taz: Führende Politiker haben das Attentat schnell als „Angriff auf die offene Gesellschaft“ verurteilt. Ist das nicht ein gutes Zeichen?

Müller: Als Markus Söder das in den Nachrichten gesagt hat, saß ich mit meinem Ehemann und meinem Lover zusammen auf der Couch. Politisch sind wir alle unterschiedlich verortet, aber bei diesem Satz sind alle sofort ins Fluchen gekommen. Jetzt auf einmal sind wir wieder Teil der offenen Gesellschaft, jetzt, wo man uns für eine migrationsfeindlichen Politik in Stellung bringen kann! Das sagt dieser Typ, der sonst kein Problem damit hat, Dragqueens und trans Menschen für einen billigen Witz im bayerischen Bierzelt vor den Bus zu werfen. Das war kein Angriff auf die offene Gesellschaft, sondern auf queeres Leben – und Leute wie Markus Söder sind Teil dieser Bedrohungshalanx.

taz: Die Queerfeindlichkeit der Union ist doch nicht dasselbe wie die tödliche Gewalt vom Wochenende.

Müller: Natürlich nicht. Es gibt viele Formen von Queerfeindlichkeit. Am extremsten ist die exterminatorische Variante, die vor allem von Nazis und Islamisten ausgeübt wird

und die sich vor allem gegen trans Menschen richtet. Söder will natürlich keine trans Menschen töten. Aber die Union stimmt in diese queerfeindlichen Diskurse mit ein und wird so ein Teil des größeren Begründungszusammenhangs für dieses Attentat. Seit längerem gibt es einen rechtsradikalen TikTok-Trend, „Capture the Rainbow Flag“, wo sich Neonazis dazu anstacheln, Regenbogenflaggen zu entfernen und zu verunstalten. Wer hat denn damit angefangen, den Bundestag unter Regenbogenflagge als „Zirkuszelt“ zu bezeichnen? Das war die Bundestagspräsidentin Julia Klöckner!

taz: In diesem Fall war der Täter Islamist.

Müller: Islamismus ist für mich eine Form des Klerikalfaschismus und damit gar nicht so unterschiedlich von der Gewalt der deutschen Nazis, die immer noch für die meisten queerfeindlichen Angriffe verantwortlich sind. Und der Islamismus ist heute auch deshalb so stark, weil der imperialistische Westen auf der Suche nach fossilem Öl seit Jahrzehnten die Mehrheit muslimischen Länder zerbombt und damit fundamentalistische Terrorzellen züchtet – von Al-Qaida bis zum IS. Das hat erheblich dazu beigetragen, dass die reaktionärsten Kräfte im Islam ihre starke Rolle behaupten konnten.

taz: Und weil die gesellschaftliche Stimmung gegen Queers kippt, setzen Sie nun auf queere Selbstverteidigung?

Müller: Man stelle sich vor, wir Queers wären in der Lage, unsere CSDs selbst zu schützen. Autoattacken wie am Wo-

chenende werden sich zwar nie ganz verhindern lassen, aber wie sieht es mit Angriffen von Nazis aus? Zwar werden die Faschos – let’s face it – immer aggressivere Prügler sein als wir. Aber in den USA haben es zum Beispiel die Black Panthers mit einer einzigartigen Symbolik geschafft, dem amerikanischen Staat eine Heidenangst einzujagen. Ich stelle mir organisierte Queers vor, in den Farben schwarz, pink und silber, die gelernt haben, wie man sich verteidigt und zusammen bewegt. Vielleicht braucht es dann eben auch ein Video auf TikTok, das zeigt, wie ein paar Glatten Dragqueens angreifen – die aber dann aber wissen, wie sie mit ihren High Heels die Genitalien der Nazis unbrauchbar machen. Wenn der Staat uns nicht schützt, müssen die Nazis wissen, dass wir uns wehren können.

taz: Das klingt dystopisch.

Müller: Na klar klingt das dystopisch, weil wir uns auf eine Zukunft zubewegen, die dystopisch ist. Spätestens, wenn die AfD in Sachsen-Anhalt den Polizeipräsidenten stellt, können wir uns einfach nicht mehr sicher sein, dass der Staat ein Interesse an un-

serem Schutz hat. Wir müssen deshalb lernen, für uns selbst zu sorgen. Das gilt auch für die nächste Flutkatastrophe oder die nächste Hitzewelle. Es gilt im Grunde für alle katastrophalen Situationen, wo die Dinge, die wir zum Überleben brauchen, nicht mehr durch normale Kanäle irgendwie bereitgestellt werden können.

taz: Viele Queers haben jetzt nach dem CSD Angst. Was können diese Menschen von der Kollapsbewegung lernen?

Müller: In der Kollapsbewegung beschäftigen wir uns viel mit Trauerbearbeitung und damit, wie wir akzeptieren können, dass die Dinge für uns zunächst schlechter werden. Eine der wichtigsten Sachen ist für mich dabei, dass wir uns die Dinge nicht schönreden müssen. Wir wissen noch nicht, wie wir mit dieser neuen Welt der Unsicherheit umgehen können. Aber wir können voneinander und von Bewegungen aus aller Welt lernen, und wir haben Grundsätze, auf die wir uns berufen können. So können wir uns beibringen, Räume zu schaffen, in denen Leben trotz Katastrophe nicht nur lebenswert, sondern schön ist, solidarisch, liebevoll, tanzend, lecker.



Kollapscamp 2025  
Foto: Piotr Pitreus



Die Welt verstehen.  
Immer dienstags,  
mit dem taz-Newsletter.  
[taz.de/newsletter](https://taz.de/newsletter)



Manchester bleibt rot

Andy Burnhams Labour-Wunschnachfolgerin gewinnt die Bürgermeisterwahl für Greater Manchester. Aber kaum jemand geht zur Wahl

Von Dominic Johnson

Die britische Großstadtregion Manchester bleibt in Labour-Hand. Bei der Neuwahl zum Bürgermeisteramt der Region „Greater Manchester“, die die Stadt Manchester und zehn Umlandgemeinden umfasst, am Donnerstag setzte sich Labour-Kandidatin Bev Craig klar durch.

Sie erhielt nach dem am Freitagabend veröffentlichten amtlichen Endergebnis 47,1 Prozent der Erstpräferenzen. Das Wahlsystem war dergestalt geändert worden, dass man mehrere Kandidaten in Reihenfolge der Präferenz ankreuzen kann. Im Falle, dass niemand auf 50 Prozent Erstpräferenzen kommt, werden die Zweitpräferenzen der stärksten Kandidaten ausgewertet als eine Art Stichwahl.

An zweiter Stelle folgte mit 21 Prozent Sian Astley von der rechtspopulistischen Partei Reform UK, gefolgt von Grünen-Kandidatin Geraldine Coggins mit 12,2 Prozent.

Nach Zuordnung der Zweitpräferenzen auf die beiden Kandidaten mit den meisten Stimmen setzte sich Craig noch deutlicher durch, mit 66,3 Prozent gegen 33,7 Für die Reform-Kandidatin. Die Labour-Politikerin Craig löst damit Andy Burnham ab, der das Bürgermeisteramt von Greater Manchester seit seiner Entstehung 2017 bekleidet hatte, bis er im Juni zurücktrat, sich ins britische Parlament wählen ließ und am 20. Juli die Nachfolge von Keir Starmer als Premierminister Großbritannien antrat. Burnham hatte die Bürgermeisterwahlen dreimal nacheinander mit mehr als 60 Prozent der Stimmen gewonnen.

Andy Burnham gratulierte seiner Parteigenossin Bev Craig, einer engen Vertrauten, zum Wahlsieg. „Viele Jahre lang haben wir zusammengearbeitet und ich aus erster Hand ihre Klugheit, ihr Mitgefühl und ihre Entschlossenheit gesehen“, sagte er. „Ich weiß, dass sie die Menschen zusammenbringen und für jeden Teil unserer Stadtregion eintreten wird.“

Die Labour-Kandidatin startet jetzt aber nicht nur mit einem deutlich geringeren Stimmenanteil als Burnham, sondern auch mit einer historisch niedrigen Wahlbeteiligung von nur 25 Prozent. Burnham hatte bei der letzten Wahl 2024 noch rund 420.000 Stimmen erhalten, Craig jetzt nur noch rund 250.000.

Schon vor der Wahl war offensichtlich, dass das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Wahlvorgang eher gering war und auch keine Oppositionspartei besonders viel Energie in den Versuch stecken wollte, einen als sicher geltenden Labour-Sieg zu verhindern.

Die meisten Bemühungen unternahm da noch die rechtsextreme Partei „Restore Britain“, die ihren Schwerpunkt auf den Kampf gegen Kindesmissbrauch durch muslimische Sexualstraftäter mit Migrationshintergrund legte – die Polizei in Manchester ermittelt in Hunderten solcher Fälle – und damit auf 8,7 Prozent kam, mehr als die Konservativen.

Die unerwartete Stärke der Konkurrenz von rechts dürfte auch ein Grund für das sehr schwache Abschneiden von Reform UK gewesen sein. Bei den englischen Kommunalwahlen im Mai hatte die Partei von Nigel Farage in der Region Manchester noch vor Labour gelegen.



Die Kandidatin der Labour-Partei, Bev Craig (M.), bei der Stimmenauszählung in der Co-Op Live Arena in Manchester Foto: Annabel Lee-Ellis/dpa

Feuersbrunst im Großraum Athen

Dem Feuerinferno auf Kreta folgt ein Großfeuer im Herzen Griechenlands, das Industrieanlagen bedroht. Die Feuerwalze hat bereits Attika erreicht

Aus Athen Ferry Batzoglou

Am Freitag brach in der Region Süd-Boiotien am Golf von Korinth ein Waldbrand aus. Die Feuerwalze breitete sich am Sonntag, dem Tag drei nach dem Ausbruch, rasend in Richtung der 25.000 Einwohner zählenden Stadt Megara aus. Megara liegt auf halber Strecke zwischen Korinth und der griechischen Hauptstadt Athen.

Die Feuersbrunst umzingelte am Sonntag das Stadtgebiet von Megara. Das Feuer sei an gleich zwei Fronten außer Kontrolle, wie griechische Medien am Sonntagnachmittag meldeten. Ziel der Einsatzkräfte ist es, die weitere Ausbreitung in Westattika unbedingt zu verhindern. Der Grund: Westattika ist das industrielle Herz von Griechenland. Nur einige Kilometer entfernt vom Feuerinferno be-

finden sich Chemieindustrieanlagen und Erdölraffinerien.

Auch am Sonntag konnte das Großfeuer wegen der herrschenden starken Nordwinde nur ansatzweise aus der Luft bekämpft werden. Stürmische Winde machen das Starten der Löschflugzeuge, die Wasserentnahme sowie das Abwerfen von Wasser auf die Brandherde unmöglich. Zehn bereitgestellte Löschflugzeuge konnten daher nicht zum Einsatz kommen. In der Luft operierten am Sonntag in der Früh nur 18 Hubschrauber, und das auch nur zeitweise.

Dabei kam es zu einer Tragödie. Wie ein vom privaten Athener Fernsehsender Open TV am Sonntagnachmittag ausgestrahltes Amateurvideo zeigt, stießen zwei bei der Brandbekämpfung eingesetzte Hubschrauber in der Luft über einer Schlucht im westattischen Ort Psatha zusammen.

Ein Hubschrauber fing Feuer und stürzte in die Schlucht. Unklar ist, ob die Besatzung des abgestürzten Hubschraubers den Unfall überlebt hat oder nicht.

Bis zum Sonntag hat das Wald- und Buschfeuer eine Fläche von mehr als 10.000 Hektar verbrannt. Im Ort Porto Germenio brannten mehr als 100 Häuser nieder oder wurden schwer beschädigt. Autos und Feuerwehrfahrzeuge brannten aus. Neueste Daten belegen nach Angaben des Brandmeteorologen Theodoros Giannaros, dass der Brand als Großfeuer („Megafire“) einzustufen sei.

Derweil haben die griechischen Behörden zwei Männer wegen vorsätzlicher Brandstiftung festgenommen. In einem privaten Übertragungsnetz, das Strom von Windkraftanlagen zum zentralen Stromnetz leitet, sei es zu Schwingungen der

Leitungen gekommen, wie Ermittlungen ergaben. Dies habe eine Funkenbildung verursacht und so den Brand in Süd-Boiotien ausgelöst. Festgenommen wurde ein Elektroingenieur, der für die Planung und Bauaufsicht des Projekts verantwortlich war, sowie ein Bauunternehmer.

Doch auch woanders brennt es in Griechenland lichterloh. Auf der Insel Kefalonia im Ionischen Meer, einem in diesen Wochen beliebten Urlaubsziel, brach am späten Samstagabend ein Waldbrand aus. Zahlreiche Orte mussten evakuiert werden.

Griechenlands konservativer Premier Kyriakos Mitsotakis zeigt sich machtlos. „Es gibt Augenblicke, in denen die Art und Intensität von Wetterereignissen jede menschliche Planung und operative Kapazität übersteigen“, schrieb Mitsotakis am Sonntag in sozialen Medien.

Für seine Kritiker ist dies jedoch bloß ein Narrativ, das von Mitsotakis’ Verantwortung für die Sommer für Sommer durch Waldbrände angerichteten Schäden ablenken sollen. Die Regierung Mitsotakis setze seit ihrem Amtsantritt im Juli 2019 vor allem auf die Brandbekämpfung aus der Luft, monieren sie. Dies ist nicht nur teuer. Bei starken Winden, die ausgerechnet in Griechenland im Sommer so sicher wie das Amen in der Kirche sind, gilt zudem: alles für die Katz.

Fest steht: Zwischen 2021 und 2025 ist in Griechenland eine Fläche von 417.764 Hektar verbrannt. Dies entspricht 4.177 Quadratkilometern oder der Gesamtfläche der drei Bundesländer Saarland, Berlin und Hamburg. Im laufenden Jahr wurden laut Effis hierzulande bisher 21.116 Hektar durch 29 größere Brände zerstört. Dabei hat der August, der gefährlichste Monat der hiesigen Waldbrandsaison, gerade erst begonnen.

waldbrände

Kranke Helden der Nation

Die großen Brände in Frankreich scheinen zunächst unter Kontrolle. Die eingesetzten Feuerwehrleute fürchten die Langzeitschäden für ihre Gesundheit

Aus Paris Rudolf Balmer

In der südwestfranzösischen Gironde sind die Brände vorerst einigermaßen stabilisiert, doch für eine Entwarnung ist es noch zu früh. Die Erfahrung in einer anderen Gegend, dem Département Var im Hinterland der Côte d’Azur, belegt, dass ein Feuer, das nach tage- und nächtelangem Einsatz unter Kontrolle war, vom Mistral erneut angefacht plötzlich wieder ausbrechen und sich buchstäblich in Windeseile ausbreiten kann. Wegen der besonders hohen Temperaturen, 40 Grad im Schatten, bleibt die Waldbrandgefahr vor allem in der südlichen Landeshälfte höchstakut.

Die Regierung in Paris denkt dennoch schon an das Danach: Premierminister Sébastien Lecornu zieht eine vorläufige Bilanz und spricht in einem Interview vom Wiederaufbau der heimgesuchten Zonen. Schon jetzt ist klar, dass es der schlimmste Waldbrandsommer der letzten Jahre war, denn bereits weit mehr als 100.000 Hektaren Flächen sind zerstört.

Bis auf diesen rußgeschwärzten und zum Teil noch wegen unterirdisch schwelender Glut brandgefährlichen Böden wieder ein Wald stehen könnte, dürfte es Jahrzehnte dauern. Und viele Mitbürger\*innen haben alles verloren, sie können nur hoffen, dass ihnen die Leistungen der Versicherungen einen Neuanfang ermöglichen.

Die französischen Feuerwehrleute, die, unterstützt von Löschereinheiten aus mehreren europäischen Ländern und zivilen Freiwilligen, weiterhin und manchmal mit geradezu lächerlich ungenügenden Mitteln gegen das übermächtige Feuer kämpfen, werden als die Helden der Stunde gefeiert. Doch wer denkt auch später noch an sie? Sie selbst fürchten, das vergessene Kapitel der offiziellen Bilanz zu werden.

Allein im Monat Juli haben vier Feuermänner im Einsatz das Leben verloren. Hunderte wurden, zum Glück meist leicht, verletzt. Unter anderem wurden 129 Fälle von Rauchvergiftungen registriert. Die Männer und Frauen, die mit ihren Fahr-

zeugen und dann zu Fuß viele Stunden lang gegen die Flammen kämpfen oder die letzten Brandherde zum Erlöschen bringen, sind sehr exponiert.

Sauerstoffflaschen mit Atemmasken wären da auf die Dauer zu schwer und unbequem. Darum dient ihnen meistens bloß ein Schlauchtuch als Schutz. Diese aber nützen kaum etwas als Filter für die Rauchpartikel. Ein CGT-Gewerkschaftssprecher der Feuerwehr, Sébastien Delavoux, sagte der Zeitung Le Monde, wissenschaftliche Studien hätten gezeigt, dass dieser „klassische“ Gesichtsschutz so effizient sei „wie ein Schmetterlingsnetz, um Elektronen zu fangen“.

Zwar gebe es auch (in Frankreich entwickelte) Schlauchtücher aus einem Material mit weit besseren Filtereigenschaften. Diese werden beispielsweise serienmäßig in Japan eingesetzt. Doch für die französischen Feuerwehreinheiten, die mit begrenzten Geldmitteln auskommen müssen, angeblich zu teuer! Sie müssen als „Ersatz“ mit FFP3-Masken aus der Zeit

der Corona-Epidemie improvisieren.

Vor allem aber müssen die Feuerwehrleute neben den unmittelbaren Beschwerden in Kauf nehmen, dass die von ihnen mit dem Rauch eingeatmeten Partikel viel später schwere Gesundheitsschäden zur Folge haben. Der Rauch enthält – je nach den verbrannten Materialien – neben den Gasen wie Kohlenmonoxid auch Schwermetalle, Pestizide und andere diverse giftige Moleküle, die als krebserregend oder -fördernd bekannt sind.

Als von der Krankenkasse anerkannte „Berufskrankheiten“ gelten viele Tumore aber (noch) nicht. In vielen Fällen von Krebs ist es daher an den Betroffenen, einen kausalen Zusammenhang zwischen einer Erkrankung und den Rauchvergiftungen beim Einsatz zu beweisen. Ein Feuerwehroffizier meint mit bitterem schwarzen Humor in Le Monde dazu: „Wenn wir [bei der Feuerwehr] mehr Bestattungen als Hochzeiten organisieren, ist das nicht wegen der Flammen, sondern wegen Krebs.“

# Solidarität mit Menschen aus der Ukraine war gestern

Die Stimmung gegenüber Ukrainern in Polen ist gekippt. Immer öfter kommt es zu Übergriffen, bei denen die Opfer verletzt werden. Präsident Karol Nawrocki zündelt mit an vorderster Front

Aus Warschau **Gabriele Lesser**

Drei Schläger verprügeln auf offener Straße ein junges ukrainisches Paar. Eine Kamera hoch oben in einem Wohnblock in Wrocław (Breslau) nimmt alles auf. Nestia und Maxim landen im Krankenhaus. Der Ukrainerin muss ein gerissenes Ohr genäht werden. Das verwackelte Video landet im Internet und später in den Hauptnachrichten im Fernsehen. In Gdynia (Gdingen) wird eine 40-jährige Ukrainerin mit einem Spazierstock so stark auf den Kopf geschlagen, dass sie im Krankenhaus behandelt werden muss. Der mutmaßliche Täter, ein Pole, ist flüchtig. „Du kleine Hure“, pöbelt in Bielsko-Biala ein stämmiger Pole ein elfjähriges Mädchen aus der Ukraine an. Er wolle nicht, dass sie mit polnischem Geld durchgefüttert werde, bis sie groß sei. „Verpiss dich!“, grölt er in Hooligan-Manier. Dann droht er: „Ich weiß, wo du wohnst!“ – und packt zu.

Die kleine Ukrainerin versucht die Nerven zu behalten, schreit erst trotzig: „Wo wohne ich denn?“, und dann voller Angst: „Lassen Sie mich los!“ Da erst greifen andere Passanten ein, überwältigen den Mann und rufen die Polizei. Da das Mädchen alles mit der Handykamera aufgenommen hat, gibt es einen gerichtsverwertbaren Beweis gegen den mutmaßlichen Täter. Sein Arbeitgeber hat ihn sofort entlassen.

Im oberschlesischen Gliwice (Gleiwitz) wiederum missfällt es einem Polen, dass im Stadtpark auch eine Gruppe von Polen und Ukrainern gemeinsam grillt. Die Gruppe lässt sich von den vulgären Beleidigungen nicht provozieren, und der von Ausländerhass getriebene Mann muss sich zurückziehen. Doch er kommt wieder – diesmal mit Sturmhaube und Baseballschläger. Bevor er überwältigt werden kann, verletzt er einen Ukrainer so schwer, dass dieser ärztlich versorgt werden muss. Die Polizei kann den Flüchtigen schnell festnehmen. Ihm drohen bis zu fünf Jahre Haft.

Das sind keine Einzelfälle. Allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres stellten ukrainische Geflüchtete, aber auch Angehörige der ukrainischen Minderheit in Polen 180 Strafanzeigen wegen „Hassverbrechen“ gegen sie. Das entspricht einer Steigerung von über 30 Prozent gegenüber dem gleichen Zeitraum im Vorjahr. Noch 2024 lag die Zahl bei 267 Strafanzeigen. Im Jahr darauf – 2025 – war sie schon auf 275 gestiegen. Dabei würden sehr viele Straftaten gar nicht angezeigt, so die Chefin einer Breslauer proukrainischen Hilfsorganisation gegenüber Radio TokFM.

Von der großen Solidarität und Gastfreundschaft direkt nach Beginn der russischen Völlinvasion in die Ukraine 2022 ist kaum etwas übrig geblieben. Damals erinnerten sich viele Polen an die Hilfe, die sie selbst einmal erhalten hatten, und nahmen gerne ukrainische Mütter und ihre Kinder bei sich zu Hause auf.

Überall im Land hingen zum Zeichen der Solidarität ukrainische Flaggen. Die große Anzahl ankommender Geflüchteter forderte von Polens Behörden und der Gesellschaft eine gewaltige Anstrengung, denn es kamen Millionen Geflüchtete, die zwar oft in andere Länder Europas weiterreisten, aber doch zumindest eine Erstversorgung in Polen bekommen mussten.

Polens Regierung und Parlament beschlossen sehr schnell ein Sondergesetz, das es Ukrainern ermöglichte, sofort eine legale Arbeit in Polen aufnehmen zu können und auch krankenversichert zu sein. Polnische Staatsbürger wiederum, die Geflüchtete bei sich zu Hause aufnahmen, erhielten vom Staat ein Tagelohn von umgerechnet 10 bis 12 Euro pro Person.

Doch der Krieg dauert nun schon viel länger an als zunächst angenommen. Längst flutet Russland das polnische Internet mit täglich mehreren Millionen

antiukrainischen Fake News und Hassbotschaften, die insbesondere von rechten Parteien und Politikern gerne aufgenommen und weiterverbreitet werden. Linksliberale Publizisten warnen immer öfter vor einer antiukrainischen Pogromstimmung im gar nicht mehr hilfsbereiten Polen.

Tonangebend unter den Politikern ist Polens rechtsnationaler Staatspräsident Karol Nawrocki, der bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit vom „Völkermord“ der Ukrainer an den Polen 1943 in Wolhynien spricht.

Er greift dabei gerne auf den Sprachgebrauch der russischen Propaganda von den „ukrainischen Bandera-Faschisten“ und den „bestialischen Verbrechen der Ukrainischen Aufstandsarmee (UPA)“ zurück. Stepan Bandera war als junger Mann Anführer einer der beiden Organisationen ukrainischer Nationalisten geworden, saß aber bereits in einem deutschen KZ, als die Massaker an polnischen Dorfbewohnern begannen.

Obwohl Nawrocki schon über ein Jahr im Amt ist, hat er es noch nicht über sich gebracht, dem vom Krieg überzogenen Nachbarland einen Antrittsbesuch abzustatten. Zudem hat er den historischen Konflikt eskaliert und dem ukrainischen

Präsidenten Wolodymyr Selenskyj den höchsten polnischen Orden, den „Weißen Adler“, aberkannt.

Andere Politiker wie Przemysław Czarnek, der 2027 als Premierminister-Kandidat für die rechtsnationale Oppositionspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) antreten soll, will jegliche Ukraine-Hilfe stoppen und den EU-Beitrittsprozess der Ukraine so lange blockieren, bis die Ukraine die vom polnischen Sejm 2023 zum „Völkermord“ erklärten Massaker von Wolhynien an 60.000 bis 200.000 Polen als solchen anerkennt.

Die neueste Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Ibris zeigt, dass über die Hälfte der befragten Polen den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj für die Verschlechterung der polnisch-ukrainischen Beziehungen verantwortlich macht und gegen einen EU-Beitritt der Ukraine ist. Einer Umfrage für die Zeitschrift *Polityka* zufolge würden 44 Prozent die militärische Hilfe für die Ukraine einstellen. 55 Prozent halten es für richtig, dass Polens Präsident Nawrocki Selenskyj den „Weißen Adler“ aberkannt hat. Zudem sind 65 Prozent der Befragten dagegen, dass sich polnische Soldaten nach Kriegsende an einer internationalen Friedensmission in der Ukraine beteiligen.



Protestkundgebung gegen die Gewalt am 19. Juli in Warschau Foto: Neil Milton/Zuma Press/imago

## Tödliches Geburtstagspräsent in Moskau

Bei einer Bombenexplosion in einem Edelrestaurant sterben fünf Menschen, 21 werden verletzt. Der Anschlag könnte Alexander Tschaiko gegolten haben. Er soll für die Massaker in Butscha verantwortlich sein

Von **Mathias Brüggmann**

Er wollte sowohl seinen 55. Geburtstag wie auch die bereits im Mai erfolgte Ernennung zum Kommandeur der russischen Luft- und Weltraumstreitkräfte im Kreise seiner „Lieben“ feiern: General Alexander Tschaiko hatte hochrangige Mitarbeiter des Inlandsgeheimdienstes FSB, Generäle des Verteidigungsministeriums, Abgeordnete und ranghohe Beamte ins Moskauer italienische Edelrestaurant „Balzi Rossi“ geladen. Es liegt im Stalin-Hochhaus am Kudrinskajaplatz im Zentrum der Hauptstadt, unweit der US-Botschaft und des Museums für Militäruniformen.

Die Feier am Sonnabend wurde schwer bewacht. Eine junge Frau, die das Restaurant betreten wollte, um dem auf der Veranda feiernden General ein Präsent im großen Geschenkkarton zu überreichen, wurde gestoppt. Als sie das Paket öffnen musste, so berichten ukrainische und

russische Telegram-Kanäle, sei eine darin liegende Bombe ferngezündet worden.

Die Frau wurde in Stücke gerissen, ihre Hände wurden zehn Meter entfernt gefunden. Metallsplitter in der Bombe töteten vier weitere Menschen und verletzten 21, teilweise schwer. Der feiende General blieb laut den Berichten am Leben. Offiziell wurden weder seine Anwesenheit bei der Veranstaltung noch das Ziel des Anschlags bestätigt. Russische Militärblogger taxieren umgerechnet rund 100.000 Euro für Menü und Miete des gesamten Restaurants.

Tschaiko kommandierte bei der russischen Völlinvasion im Februar 2022 die Truppenformation „Wostok“ (Ost), die von Belarus aus in Richtung Kyjiw vorrückte – und die im Vorort Butscha grauenhafte Massaker an der Zivilbevölkerung verübte. Im März 2022 setzte die EU Tschaiko auf die Sanktionsliste wegen der Massenmorde an Zivilisten in Butscha.

Russische Medien vermuten einen

ukrainischen Anschlag – es wäre nicht der erste auf ranghohe russische Soldaten in der Hauptstadt. Aber inzwischen gibt es auch in den russischen Streitkräften selbst sehr viel Hass gegen die eigene Führung. So wurde Igor Pusik (Funkname „Sloi“ – „Der Böse“) zum Brigadekommandeur befördert. Und das, obwohl er zwei Drohnenoperatoren, die ihn des Drogenhandels in den eigenen Reihen und Beziehungen zu westlichen Geheimdiensten bezichtigt hatten, bewusst als Infanteristen in eine sinnlose tödliche Schlacht bei Pokrowsk geschickt hatte. Kein Einzelfall.

Doch ist es seit der russischen Völlinvasion in der Ukraine auch immer wieder zu Anschlägen auf hochrangige russische Militärs in Moskau gekommen. Im Dezember 2024 wurde der Oberbefehlshaber der radiologischen, chemischen und biologischen Verteidigung, General Igor Kirillow, mit in einem E-Roller neben seinem Auto angebrachten Sprengsatz ge-

tötet. Der ukrainische Geheimdienst SBU bekannte sich zu der Tat. Kirillow habe chemische Waffen in der Ukraine eingesetzt.

Vier Monate später wurde der für die Logistik der russischen Armee zuständige General Jaroslaw Moskalik mit einer Autobombe getötet. Im Juni 2025 wurde mit General Fanil Sarwarow der Kommandeur einer motorisierten Schützenbrigade per Autobombe ums Leben gebracht.

Im Dezember 2025 wurde der Leiter der Abteilung für Raketen-, Drohnen- und Artilleriemunition im Verteidigungsministerium, General Damir Dawydow, mit einem Sprengsatz am Fahrzeug umgebracht. Die Ukraine wirft ihm Kriegsverbrechen vor. Im Februar 2026 wurde Generalleutnant Wladimir Alexejew, Vize-Chef des Militärgeschäftes GRU, in Moskau auf dem Weg zu seiner Geliebten durch Schüsse schwer verletzt.

Russland

### Acht Tote bei Angriffen

Die ukrainischen Streitkräfte haben am Sonntag Ziele in verschiedenen Regionen Russlands angegriffen und nach Angaben der russischen Behörden mindestens acht Menschen getötet. Einige Angriffe erfolgten hunderte Kilometer von der Front entfernt, wie die Behörden mitteilten. Aus der Grenzregion Belgorod wurden drei Todesopfer gemeldet, aus der Region Saratow an der Grenze zu Kasachstan zwei. Ein Angriff erreichte auch die mehr als 1.000 Kilometer von der Front entfernte Region Udmurtien, wo der Regionalgouverneurin Olga Abramow zufolge drei Menschen getötet wurden. Nach Angaben des Verteidigungsministeriums in Moskau fing die russische Luftabwehr insgesamt 635 ukrainische Drohnen ab. (afp)

Wildberries

### Wieder Lagerhaus im Visier

Ukrainische Drohnen haben am Sonntagmorgen – Berichten beider Konfliktparteien zufolge – ein großes Lagerhaus des Unternehmens Wildberries in der Siedlung Nowosemeikino bei Samara angegriffen und einen Brand ausgelöst. Sowohl das Unternehmen selbst als auch Wjatscheslaw Fedorischtschew, der Gouverneur der Region Samara, bestätigten den Drohnenangriff und den Brand im Wildberries-Lagerhaus. Die ukrainischen Beobachtungskanäle Supernova+ und exilenova+ veröffentlichten Fotos und Videos – die Berichten zufolge von Anwohnern aufgenommen wurden. Auf ihnen ist eine gewaltige Rauchsäule zu sehen. Dies ist mittlerweile bereits das neunte Wildberries-Lagerhaus, das seit Mitte Juli von ukrainischen Drohnen angegriffen wurde. (bbc/taz)

Ukraine

### Charkiw erneut unter Beschuss

Russische Streitkräfte haben in der Nacht zum Sonntag die ukrainische Stadt Charkiw mit Drohnen angegriffen. Dabei wurden drei Menschen – darunter zwei Kinder – verletzt. Dies teilte Oleh Syniehubow, der Leiter der regionalen Militärverwaltung von Charkiw, mit. Bei dem Angriff seien zwei Kinder, ein achtjähriges Mädchen und ein 13-jähriger Junge – sowie ein 74-jähriger verletzt worden. Insgesamt wurden in den vergangenen 24 Stunden in der Region Charkiw durch russischen Beschuss zehn Menschen verletzt; Stromnetze, Wohnhäuser und Fahrzeuge wurden in verschiedenen Bezirken der Region beschädigt oder komplett zerstört. Insgesamt setzte Russland nach Angaben der ukrainischen Luftwaffe 133 Drohnen gegen die Ukraine ein; 109 davon wurden abgeschossen. (bbc/taz)



debatte

Was gefährlich ist

Die FPÖ treibt seit Jahren die österreichische Politik vor sich her. Hier zeigt sich, wie Anbiederung den Rechtsextremen in die Hände spielt

Für viele Rechtsaußenparteien in Europa gilt die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) als Vorreiter. Unter Jörg Haider erzielte sie mit rassistischen Kampagnen schon in den 1980ern erste Höhenflüge, zuerst in Kärnten, dann im ganzen Land. Ihre Regierungsbeteiligung Anfang der 2000er Jahre brachte Österreich heftige internationale Kritik ein. Heute ist die FPÖ etabliert und kein großer Aufreger mehr. Sie ist an fünf Landesregierungen beteiligt – in vier Bundesländern als Juniorpartner, in der Steiermark stellt sie gar den Landeshauptmann. Nächstes Jahr könnte sie mit Oberösterreich und Tirol zwei weitere gewichtige Bundesländer blau einfärben.

In der Parlamentswahl 2024 wurde die FPÖ unter Herbert Kickl erstmals zur bundesweit stärksten Kraft. Beinahe hätte sie mitregiert, wären die Koalitionsverhandlungen mit der ÖVP nicht auf den letzten Metern gescheitert. Seither liegt die FPÖ durchgehend bei 35 Prozent und mehr, meilenweit vor allen anderen Parteien. Ihre Kernthemen sind Migration, EU-Kritik, Teuerung und ein Festhalten an Österreichs Neutralität.

Gewissermaßen ist die FPÖ ein Sonderfall. Sie wurde schon 1956 als Nachfolgepartei des von Ex-Nazis geprägten „Verband der Unabhängigen“ gegründet. Jahrzehntelang war sie wenig erfolgreich, erst unter Haider änderte sich das. Heute sieht die AfD die FPÖ als erklärtes Vorbild. Herbert Kickl und Alice Weidel traten bereits gemeinsam auf, im Juni feierte die AfD-Spitze das 70-jährige Bestehen der österreichischen Schwesterpartei mit.

Bei allen historischen Unterschieden: Thematisch, ideologisch und im politischen Stil trennt die Parteien wenig. Was lässt sich für die anstehenden ostdeutschen Landtagswahlen also vom (Negativ-)Beispiel Österreich lernen?

**1. Die FPÖ ist gekommen, um zu bleiben**

Lange galt die FPÖ als bloße Protestpartei gegen die EU, gegen Zuwanderung, gegen die Klüngelei und die Reformunfähigkeit der Altparteien. Diese Lesart ist kaum noch haltbar, auch wenn sich die FPÖ immer noch gern so inszeniert und während der Coronapandemie davon profitierte. Längst hat die FPÖ ihre Stammwählerschaft ausgebaut. Mittlerweile reicht ihre Basis tief in den ländlichen Raum, wo früher die konservative ÖVP fast alles dominierte.

Selbst handfeste Skandale ändern nichts an ihrer Beliebtheit. Die Ibiza-Affäre 2019 ließ die damalige Regierung platzen. Die FPÖ ging in Opposition, war kurzzeitig im Umfragetief, erholte sich aber binnen kürzester Zeit. Zahlreiche Korruptionsvorwürfe aus jener Zeit blieben folgenlos. Wer hofft, man müsse Rechtsaußenparteien mitregieren lassen, damit sie sich selbst entzaubern, wird enttäuscht.

**2. Der Wettlauf nach rechts außen schwächt die politische Mitte**

Für den anhaltenden Erfolg der FPÖ gibt es viele Erklärungen: die jahrzehntelange Parteibuchwirtschaft von ÖVP und SPÖ, der Verweis auf die „wahren“ Probleme im Land, der „frische“ politische Stil. Auch inhaltlich hat die FPÖ eine Kernkompe-

tenz, und das ist nun mal das Bespielen des Asyl- und Migrationsthemas.

Sebastian Kurz versuchte ab 2017 mit verschärfter Asylpolitik, der Schließung der Balkanroute und strikter Message Control, der FPÖ den Wind aus den Segeln zu nehmen. Kurzfristig gelang das, langfristig legitimierte es genau jene Themen, mit denen die FPÖ heute wieder wächst.

Auch Kanzler Christian Stocker (ÖVP) übernimmt freiheitliche Rhetorik, wenn er eine „harte, aber gerechte Asylpolitik“ verfolgt. Das von der ÖVP forcierte Kopftuchverbot in Schulen, das sich ausdrücklich an muslimische Mädchen richtet, ist reine Symbolpolitik und dürfte bald vom Verfassungsgerichtshof gekippt werden. Die Wahlergebnisse geben aber der FPÖ recht, nicht der ÖVP. Österreich ist das beste Beispiel dafür, dass Versuche, eine Rechtsaußenpartei rechts außen zu überholen, fast zwangsläufig schiefgehen.

**3. Ohne Abgrenzung verschiebt sich das Sagbare**

Die FPÖ hat verschoben, was politisch sagbar und tragbar ist. Tabubrüche werden kaum noch als solche wahrgenommen. Vor wenigen Wochen veröffentlichte die FPÖ einen „Remigrationssong“, der Abschiebungen in einen Schlagersong verpackt. Das Video wurde mehr als 130.000-mal gesehen, Aufregung löste es kaum noch aus.

Zu den Identitären fehlt eine glaubwürdige Distanzierung, Parteichef Kickl verharmloste sie als „NGO von rechts“. Rechtsextreme Vorfälle aus den hinteren Parteireihen oder im FPÖ-Nahbereich werden dementiert oder als harmlos abgetan, eine konsequente Abgrenzung bleibt aus. Wo keine klare Grenze gezogen wird, verschieben sich die Maßstäbe und die Öffentlichkeit stumft ab.

**4. Achtet eure Brandmauer**

Eine echte Brandmauer gab es in Österreich nie. Schon 1983 koalierte die sozialdemokratische SPÖ unter Fred Sinowatz mit der damals als liberal geltenden FPÖ, die sich später unter Haider radikalisierte. Heute sind die Türen vor allem bei der ÖVP weit geöffnet.

Im Bund ohnehin, wo es beinahe zur Zusammenarbeit Stockers mit Kickl gekommen wäre. Doch auch in fünf Bundesländern regiert die ÖVP mit den Freiheitlichen, obwohl es Alternativen gegeben hätte. Jede dieser Koalitionen wurde seitens der Konservativen mit lokalen Besonderheiten oder menschlichen Qualitäten des rechtsextremen Partners begründet. In Summe normalisierten sie die FPÖ als Regierungspartei.

Auch in Ostdeutschland ist diese Erosion bereits im Gang. Auf kommunaler Ebene stimmen demokratische Parteien hunderte Male AfD-Anträgen zu; parteiintern gerät der Unvereinbarkeitsbeschluss der CDU zunehmend unter Druck. Aus vielen Ausnahmen wird neue Normalität.

Aus Österreich lässt sich vor allem lernen, was nicht funktioniert. Das Abwarten auf die selbstheilende Kraft der Regierungsverantwortung. Die inhaltliche Anbiederung der Mitte. Das Wegsehen bei Verflechtungen in rechtsextreme Milieus. Eine Partei, der man wiederholte Grenzüberschreitungen durchgehen lässt und inhaltlich nichts entgensetzen zu hat, wird nicht moderater. Vielmehr wird das ganze Land rechter.



Florian Bayer ist der Korrespondent der taz für Österreich und Ungarn und angrenzende Gebiete und wohnt und arbeitet in Wien.



**Wetten, die Demokratie gewinnt? Nach den Wahlen in Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern droht erstmals eine AfD-Regierung. Die taz berichtet, was auf dem Spiel steht – und wer jetzt die Demokratie verteidigt. Alle Texte zur Serie finden Sie unter taz.de/ltw26**

Gunnar Hinck über die EU-Reaktion auf Ceuta

Unsolidarisch und anmaßend

Nach letztem Stand sind rund 80 Menschen beim Versuch, die spanische Exklave Ceuta zu erreichen, gestorben. Ertrunken am Nadelöhr zwischen Atlantik und Mittelmeer, wo die Strömung stark und gefährlich ist.

Aber Ursula von der Leyen interessiert sich nicht für die Toten. Das Erste, was ihr nach den dramatischen Nachrichten aus Ceuta einfiel, waren kalte, scharfe Worte: Der Ansturm meist junger marokkanischer Männer sei „inakzeptabel“. Und: Man könne nicht zulassen, dass „jemand in die EU kommt, ohne sich an unsere Regeln zu halten“. Man könnte ihr entgegen: Wenn sich die EU mit Ceuta und Melilla zwei Außenposten an der afrikanischen Küste aus vorkolonialen Zeiten leistet und ein paar Hundert Meter weiter Massenarbeitslosigkeit und Elend herrschen, wird's schwierig mit der Einhaltung von Regeln.

Italiens Außenminister Antonio Tajani verkündete, das Schengen-Abkommen mit Spanien faktisch auszusetzen. Dänemark, Finnland und Schweden forderten die EU auf, Spanien aus dem Schengen-Raum auszuschließen. Ein Blick in das Abkommen wäre hilfreich: Ein Mitgliedsland kann nicht einfach gegen seinen Willen ausgeschlossen werden.

Und was in der derzeit hysterischen Diskussion unter den Tisch fällt, weil es nicht in die Drama-Erzählung passt: Ceuta ist zwar Teil der EU, aber nicht Mitglied des Schengenraums. Wer auf das spanische Festland übersetzen will, wird nochmal kontrolliert. Und, ja, die rund 60.000 Marokkaner, die Ceuta erreichten, sind in ihrer großen Mehrheit keine politischen Flüchtlinge gewesen, sondern Leute, die die Nase voll haben von der Perspektivlosigkeit in ihrem Land. Sie hätten nach den EU-Asylregeln – auch nach den früheren, weni-

ger strengen Regeln – keine Chance auf ein Asylverfahren gehabt. Marokko ist nicht Syrien. Ach so: 48.000 von ihnen sind inzwischen wieder zurückgekehrt, nachdem sie erkannt hatten, dass die kleine Stadt Ceuta völlig überfordert war mit der Aufnahme. Aber um nüchterne Tatsachen geht es nicht. Auf Kosten Spaniens geht es von der Leyen und jenen EU-RegierungschefInnen, die einen härteren Kurs wollen, darum, billige Geländegewinne in der Migrationspolitik zu erzielen. Spaniens Ministerpräsident Pedro Sánchez gilt vielen Amtskolleg:innen als zu links, als zu „woke“, der es unverschämterweise geschafft hat, seit 2018 zu regieren.

Bezeichnend ist der Brief, den 21 EU-RegierungschefInnen inklusive Friedrich Merz nun an Spanien gerichtet haben. In dem nennen sie die „Legalisierung einer sehr großen Zahl irregulärer Migranten“ in Spanien als verdammswerten Anreiz, sich auf den Weg nach Europa zu machen. Kürzlich hatte die Regierung Sánchez mehreren Hunderttausenden Menschen im Land ohne Papiere die Möglichkeit gegeben, ihren Aufenthalt zu legalisieren. Dazu gehören übrigens die vielen Erntehelfer, die europäische Supermärkte mit Obst und Gemüse versorgen.

Statt an Sánchez sollte die EU lieber ein paar Fragen an das Regime in Marokko richten: Wie kann es sein, dass in diesem Land, das viel wirtschaftliches Potenzial hat und in dem kein Bürgerkrieg herrscht, so viel Armut herrscht? Das Regime baut Strecken für Hochgeschwindigkeitszüge und richtet die nächste Fußball-WM mit aus, ist aber nicht in der Lage, seinen BürgerInnen eine Perspektive zu bieten.

Die EU steckt in der Krise. Aber nicht wegen des Wochenendes in Ceuta, sondern wegen ihres unsolidarischen und anmaßenden Verhaltens gegenüber ihrem Mitgliedsland Spanien.

René Hamann über die Fifa und das Wesen des Fußballs

Geld gewinnt trotz Eigentor

Natürlich ist das erst einmal eine gute Nachricht, dass die Fifa und insbesondere ihr Boss, Alleinunterhalter, Chefstrategie und Sogutwiediktator Gianni Infantino die Pläne des Ausverkaufs der Weltmeisterschaften (Frauen, Männer, Männerclubs) an „Investoren“ stoppen und öffentlich zurückrudern musste, vornehmlich auf Druck der Öffentlichkeit, aber vor allem auf Druck der Uefa und des asiatischen Fußballverbands AFC.

Es scheint also, als ob Infantinos Expansionsgelüste und seine Geldgier an ein Ende gekommen wären. Und wer weiß, vielleicht ist es sogar ähnlich wie bei Bundeskanzler Merz oder Wladimir Putin: Es wird darüber hinaus über das Ende seiner Herrschaft getuschelt, und nicht nur hinter vorgehaltener Hand (was laut Fifa-Statuten ja auch eine rote Karte nach sich ziehen könnte, kleiner Scherz). Infantino, Meister der Korruption, unangenehmster Einschieleimer vor den Herren der Weltpolitik, hat sichtlich überdreht. Sein Ende scheint nah.

Kommt jetzt ein Aber? Nein, zur Zurücknahme der Pläne kann es kein Aber geben. Eine grundsätzliche Entscheidung. Aber drumherum gibt es so einige Abers. So feiern sich beispielsweise die Uefa oder auch der DFB jetzt dafür, Infantino die Grenzen aufgezeigt zu haben: Und doch fragt man sich zunächst, warum erst jetzt, warum zum Beispiel die norwegische Fußballchefin Lise Klavness lange Zeit die weithin einzige war, die nicht mit öffentlicher Kritik an dem Gebaren der Fifa sparte.

Und dann stellt sich als Zweites die Frage, ob die Uefa wirklich aus Prinzipientreue gehandelt hat, weil der „Fußball“, um mit dem dänischen Verbandschef Jesper Møller zu sprechen, „an einem Scheideweg“ stand, „an dem einige der Werte, die den Kern und die Seele des Fußballs ausmachen, unter Druck geraten waren“.

Das ist dann doch etwas viel. Das größte Aber dazu sind nicht einmal die notorische Ignoranz von Menschenrechten, die Verlogenheit oder die Korruption; Themen, die man bei der Uefa genauso vorfindet, nur etwas verdeckter. Das größte Aber betrifft den zweiten Teil des Zitats: „den Kern und die Seele des Fußballs“.

Denn: Es gibt diese Romantik einer reinen, unverkäuflichen Seele des Fußballs nicht. Der Fußball ist käuflich, und wird es in diesem System immer sein. Selbst die Ultras sind ein Teil des Problems: Sie bringen Stimmung, Transparenz, Atmo ins Stadion; was de facto sehr gute Verkaufsargumente sind. Dazu tragen sie textile Werbung wie alle Fans, für die sie sogar selbst noch Geld ausgegeben haben (wie auch für die Eintrittskarten). Und so weiter.

Fußball ist vornehmlich ein Geschäft, und zwar ein riesiges; die WM in Nordamerika hat lediglich gezeigt, wie viel Luft nach oben da immer noch war; Infantinos Vorstoß entbehrte somit nicht einer gewissen neoliberalen Logik. Expansion, darum geht es im Kapitalismus, rasches Wirtschaftswachstum; und Fußball ist eine Unterhaltungsindustrie, die den Mächtigen dieser Welt nutzt, und nicht nur, weil sie eine durchkapitalisierte ist.

Oder mal einfach gefragt: Warum ist der FC Bayern München nur einmal in den letzten 13 Jahren nicht Deutscher Meister geworden? Weil sie so ehrlichen und beseelten Fußball spielen oder weil sie sich durchweg und mit wachsendem Abstand die teuerste und somit beste Mannschaft leisten können?

Stichwort Überreichtum: Der Fußball ist längst in einer Dimension zu Hause, die mit der monetären Situation der meisten Konsumierenden gar nichts mehr zu tun hat. Daran ändert auch die Uefa nichts.

**leibesübungen 19**



talkshow

# Wir müssen nicht stark sein

Wir nahmen uns in den Arm und wollten Emotionen Platz machen  
Foto: Anna Tiessen

Seit beim Berliner CSD eine Berliner Frau getötet wurde, hat unsere Autorin Angst. Angst vor queerfeindlicher Gewalt, aber auch vor der Vereinnahmung von rechts

Von **Selina Hellfritsch**

„immer wenn ich gerade mit der Bahn fahre, muss ich weinen“, erzählt mir eine Freundin während ihr die Tränen über die Wangen laufen. Seit dem islamistischen Anschlag auf den Berliner CSD fühle sie sich nicht mehr so sicher wie zuvor. Dabei war niemand unseres Freundeskreises am Samstagabend im Tiergarten. Das müssen wir auch nicht, denn der Anschlag war gegen queeres Leben allgemein gerichtet.

Für eine befreundete Person war das Wochenende retraumatisierend. Vor einigen Monaten war er in unmittelbarer Nähe, als in Leipzig ein Autofahrer durch die Fußgängerzone fuhr und dabei zwei Menschen tötete. „Ich dachte, in Deutschland wäre ich sicherer als in meiner Heimat“, sagt eine russische Freundin. Eine Bekannte ergänzt, dass sie sich auf dem Nachhauseweg alle paar Meter umschaue, wenn sie die Hand ihrer Partnerin halte. „Meine Mutter hat sogar vorgeschlagen, dass ich und meine Part-

nerperson uns in der Öffentlichkeit als Mitbewohner:innen ausgeben sollen“, erzählt eine andere.

Der Anschlag auf den CSD hat in vielen etwas verändert. Ein vermeintliches Gefühl von Sicherheit wurde uns genommen und queerfeindliche, tödliche Gewalt wurde zur greifbaren Realität. Vielleicht klinge ich damit naiv, da ich und meine Kolleg:innen bereits seit Jahren darüber berichten, dass queerfeindliche Gewalt ansteigt. Es ist nicht überraschend und doch schockierend. Und bei all der Berichterstattung, die gerade stattfindet und hoffentlich auch über den Pride Monat hinausgeht, fehlt mir doch eins: der Raum für Angst.

In den Stunden und Tagen nach dem Anschlag hielt ich meine queeren Freund:innen im Arm und wollte ihrer Angst Platz geben. Doch es fühlte sich so an, als würden wir sie eher kollektiv unterdrücken. Ich redete mir ein, jetzt stark sein zu müssen, während andere Statements verfassten und in Aktivismus

verfielen. Wir ahnten bereits: Würden queere Person als erste Reaktion auf den CSD Anschlag ihre Angst äußern, würden AfD-Politiker:innen das zum Anlass nehmen, um zu sagen: „Wir haben’s euch doch gesagt.“ Um dann ihr übliches rassistisches Feindbild zu propagieren.

Angst gehört zu den sieben Grundemotionen und ist für Menschen überlebenswichtig. Es lässt uns Situationen und Gefahren einschätzen und dementprechend handeln. Wenn uns aber das Gefühl gegeben wird, dass wir sie unterdrücken müssen, da sie sonst instrumentalisiert wird, dann sind es wieder Betroffene, die am meisten darunter leiden.

Meine Freund:innen haben Angst, ich habe Angst um sie, wir alle haben Angst um die Community und darüber, wie dieser Anschlag gerade von Rechtspopulisten und auch Unionspolitiker:innen instrumentalisiert wird. Und wie sich wiederum der anti-muslimische

und rassistische Medientumult auf die kommenden Wahlen in Berlin, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern auswirken wird.

Je rechter wir auf dem politischen Spektrum blicken, desto klarer wird, dass Angst das Mittel der Wahl ist: Es emotionalisiert, es provoziert und hinter dem vermeintlichen Schutzversprechen lauern feindliche Ideologien. Davon am meisten betroffen sind Migrant:innen, BiPoC und Muslim:innen. Ich bin aber nicht bereit, meine Angst den Rechten und ihrem Homonationalismus zu überlassen. Unser Schmerz und unsere Angst sind keine Anliegen, die Politiker:innen bei ihrem Wahlkampf und Kulturkampf in die Karten spielen sollten. Sie sind gelebte Erfahrungen, die von der Politik verlangt, ernst genommen zu werden.

Zum Beispiel muss im Grundgesetz endlich verankert werden, dass niemand aufgrund seiner Sexualität benachteiligt werden soll. Die psychosoziale und gesundheitliche Versorgung für queere,

BiPoC und insbesondere trans Menschen muss verbessert werden. Entsprechende Initiativen müssen finanziell unterstützt und nicht gekürzt werden. Und wie sich unser Kanzler so schön selbst reflektierte, muss anerkannt werden, dass bereits „schlechte Witze“ Teil von Gewalt sind. Es braucht also doch eine Solidaritätsbekundung in Form einer Pride-Flagge am Bundestag und keinen unangebrachten Zirkuszelt-Vergleich.

Natürlich sollten wir nicht in Angst und Schrecken leben. Wenn die Emotion verarbeitet wird, kann daraus auch Wut und politischer Widerstand wachsen. Es muss aber möglich sein, sie überhaupt erst zu äußern. Ich möchte sie so formulieren: Es sind rechte und rechts-extreme, antifeministische und faschistische Gruppen, die das gleiche radikale Weltbild verfolgen – von Neonazis, über die AfD bis hin zu islamistischen Gruppen. Sie alle sehen queere und feministische Lebensformen als Feindbild. Und das macht mir Angst.

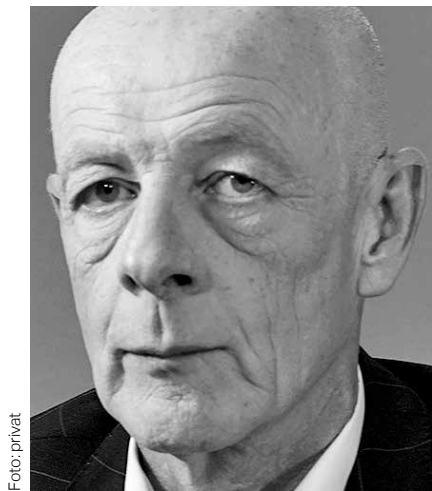


Foto: privat

wie geht es uns, herr küppersbusch?

# Muslime, Monster, Mannschaften und ein neuer Mann im Sturm

taz: Herr Küppersbusch, was war schlecht vergangene Woche?

Friedrich Küppersbusch: Kanzlerdämmerungsschlagzeilen.

taz: Und was wird besser in dieser?

Küppersbusch: Wird auch langweilig.

taz: Nach dem Anschlag auf den Christopher Street Day in Berlin stellen sich viele die Frage: wie weitermachen?

Küppersbusch: So nicht. Der seiner Meinung nach größte – und jedenfalls: wirkmächtigste – Gegner des Islamismus in Deutschland ist immer noch: der Vollpsycho, der Dezember 24 in den Magdeburger Weihnachtsmarkt raste. Auch der Messermörder von Aschaffenburg sitzt mit paranoider Schizophrenie in Sicherungsverwahrung. Und noch bevor beim Berliner Täter Person und Hintergründe aufgeklärt sind, müssen sich „Linke“ und LGBTQI-Menschen für ihre Muslimverharmlosung rechtfertigen. Tenor: Der Moslem hasst den Queeren, der Queere unterschätzt den Islamisten, der Islamist ist rechtsradikal und Linke also rechts und Hufeisen an den Kopf und Deckel drauf, fertig. Tatsächlich haben diese und alle Attentäter gehörig einen an der Psyche, und wenn man ganz sichergehen will, dass sich daran nichts ändert, muss man so weitermachen. Die Kernbotschaft des CSD – Toleranz, keine Selbstunterdrückung, „sei Du!“ –, bearbeitet das Problem besser als die aktuelle Debatte um ihn.

taz: Der neue CDU-Fraktionsvorsitzende heißt Thorsten Frei. Die Unionsfraktion stimmte mit 91,9 Prozent für ihn. CDU-Krise abgewendet?

Küppersbusch: Ja, wenn künftig was schiefliegt in der Fraktion, weiß man: Das ist kein böser Wille. Das ist Stümperei. Thorsten Freis Tonlage ist, jenseits seiner folkloristischen Grußformel „Das Asylrecht muss weg“, moderat, verbindlich, erläuternd, entschuldigend. Konnte er schon im Kanzleramt brauchen, weil ihm Unterperformance der Regierung angelastet wurde; darf man für seine Arbeit als Chefbändiger der nervösen Truppe künftig drauf gespannt sein. Einstweilen ist er hie wie da Loyalissimus seines Kanzlers, und wenn diese Tugend entscheidend wird, kann man anfangen, sich Sorgen zu machen. Dass Merz seinen Ersten Sturm erst im zweiten Anlauf auf den Platz bringt, hat was von „Studium im Alter“. Man lernt nie aus.

taz: In Griechenland, Südfrankreich und Spanien wüten die Waldbrände. Die Klimakrise macht keinen Urlaub, viele Menschen aber schon. Mehrere Zehntausend Tourist:innen mussten bereits evakuiert werden. Was kann man da raten?

Küppersbusch: Irland. Den irischen Wald hat die Erosion, der Britische Unterdrücker oder Gottes unerfindlicher Ratschluss seit Jahrhunderten weggeholt. Der Rest ist EU-mäzenierte Aufzucht, brennt auch gut, ist aber



Thorsten Frei, neuer Fraktionschef der Union im Bundestag, moderat, verbindlich und mit der Grußformel: „Das Asylrecht muss weg“ Foto: picture alliance/dpa | Sebastian Gollnow

schnell alle. Es hat die schönsten Strände und das für schönen Strandurlaub unzuverlässigste Wetter. Man kann da mit ein paar Hurling-Enthusiasten an zwei Kilometer Sandstrand allein sein. Im Regen, klar. Der warme Golfstrom trifft in Europa als Erstes auf die irische Westküste, was dort Fasspalmen, ab und zu einen Delfin und traditionelle Frostfreiheit zur Folge hat. Hatte. In letzter Zeit schneite es winters sogar, weil die Polkappenschmelze wiederum die Entstehung des Golfstroms, der dann nicht mehr, jedenfalls: Beeilt euch, das Klima ist schneller.

taz: Ab dem 31. Juli gilt das Recht auf Reparatur in der Europäischen Union. Welcher Schaden muss als Erstes behoben werden?

Küppersbusch: Das Gesetz selbst. Findet die „Deutsche Umwelthilfe“. Ramschvulkane wie „Temu“, „Shein“ und „AliExpress“ seien geneigt, daheim in China einen Sack Reis umfallen zu lassen, wenn aus Europa nur zahllose Beschwerden ohne echte Strafen, Sanktionen kämen. So nämlich bliebe das Gesetz ein Bonus für Besserkunden – die sich teurere, reparierbare Produkte leisten könnten. Der Günstigkunde hingegen ordert irreparablen Kram und wirft ihn oft schneller weg, als die Gewährleistungsfrist theoretisch lang ist: zwei Jahre. Erst danach greift das Reparaturgesetz. Übrigens: Wollen wir wetten, dass diese gute Idee demnächst von deutschen

Herstellern als „Bürokratiemonster“ geschmäht wird?

taz: Der Fifa-Präsident Gianni Infantino will Investoren am Geschäft mit den Weltmeisterschaften beteiligen. Die Uefa sowie andere Verbände drohen mit WM-Boycott. Kehrt auf einmal ein Fünkchen Vernunft in die Welt des Fußballs?

Küppersbusch: Was machen eigentlich Kinder auf dem Bolzplatz, wenn der Videokeller gerufen wird? Spielen die Trinkpausen nach? Diskutieren die Torlinientechnik? Einem alten Volksaberglauben nach muss man das Spiel – etwa aus kommerziellen Gründen – nur so lange korrumpieren, bis es die Basis gar nicht mehr spielen kann, dann zerbricht es. Ich weiß es nicht; der Bolzplatz bei uns hinterm Haus ist weg, die Kinder spielen Fußball am PC zu Hause. Und für diese Effekte braucht die Uefa Infantino nicht. Der wird durch einen „maßvollen“ ersetzt, und dann geht es genau so weiter.

taz: Und was macht der RWE?

Küppersbusch: Immer noch keine Einigung im Streit Dritte und Vierte Ligen: Vier Mannschaften können aufsteigen, doch fünf werden Meister. Der sicherste Ort in der Dritten ist oberhalb des fünftletzten Platzes.

Fragen: Clara Dünkler

Friedrich Küppersbusch ist Journalist, Produzent und für 14 Tage in Irland. Paula Irmischler wird ihn vertreten.

## specht der woche

### „Dann haben die gewonnen“

Dieses Jahr hatte die taz das erste Mal einen Wagen beim Christopher Streets Day (CSD) in Berlin. Den habe ich auf dem Bild gemalt. Es waren viele Leute da und es war sehr bunt.

Die Musik war auch gut. Eigentlich wollte ich auch auf den Wagen von der taz. Der war aber zu klein und ich habe nicht mehr drauf gepasst.

Ich hoffe, dass sie nächstes Jahr einen größeren Wagen haben. Abends ist dann etwas Schlimmes passiert.

Es gab einen Anschlag auf den CSD. Da ist ein Mann in Menschen vom CSD mit dem Auto reingefahren. Das war schlimm. Ich war da schon zu

Hause. Jetzt fragt man sich natürlich, wie weiter machen.

Wie soll man damit umgehen? Soll da jetzt nächstes Mal die Sicherheit noch mehr hochgefahren werden? Manche haben auch von Fußfesseln geredet, aber ich glaube, das hätte nichts gebracht. Dann fragt man sich auch, wie sich Leute so radikalisierten können.

Es gibt Menschen, die uns spalten wollen. Aber wir dürfen uns nicht unterkriegen lassen. Weil, wenn wir jetzt Angst haben und nicht mehr rausgehen, dann haben die erreicht, was sie wollten. Dann haben die gewonnen.

Protokoll: Clara Dünkler



Ein gemaltes Bild von Christian Specht



Foto: taz

Mira Milborn  
Zu mir oder gleich hier?

## Sex mit Aussicht

Ich hole die Schlüsselkarte an der Rezeption ab, wo D. sie für mich hinterlegt hat und fahre hoch in den 20. Stock. Das Zimmer ist das letzte den Gang herunter. Ich öffne die Tür, mache ein paar Schritte in den Raum – und blicke direkt auf den Berliner Fernsehturm. Wow. D. ist noch nicht da, hat aber das Zimmer dekoriert: Auf dem Bett liegen Kondome, auf einem Regal steht

ein Dildo. Er hat Humor.

Die letzte Stunde zu Hause habe ich damit verbracht, Kleider, Röcke, BHs, Strumpfhosen und Jacken auf den Boden zu werfen. Am Ende habe ich mich für einen Leo-Rock und einen schwarzen Rollkragenpullover entschieden, doch im Zimmer ist es so warm, dass ich aus dem Pullover schlüpfen muss. Bevor ich mir eine Alternative überlegen kann, um D. nicht gleich in Dessous zu empfangen, klickt das Türschloss, und ich stehe mit kaum verdeckten Brüsten vor ihm. Was soll's – wozu sind wir denn auch hier.

Wir wissen nicht recht, wie wir uns begrüßen sollen – bei unseren ersten beiden Dates hatten wir uns noch nicht einmal geküsst. Als D. für dritte Date vorschlug, sich in einem Hotel zu treffen, Donnerstag nächster Woche, Link zur Webseite, hielt ich das zunächst für to-

talen Unsinn. Ich habe schließlich eine Wohnung.

Aber ich fand auch reizvoll, in der eigenen Stadt in einem Hotel zu übernachten. Und mir das Aufräumen, Putzen, Bettwäsche wechseln zu ersparen. Hotel bedeutete außerdem: weniger intim als zu Hause und damit irgendwie unverbindlicher. Also sagte ich ja, wählte aber ein anderes Hotel. Wennschon, denn schon.

Unverbindlich war mir wichtig: D. führt mit seiner langjährigen Partnerin eine offene Beziehung. Einerseits reizte mich das, das war neu für mich, und ich mag Herausforderungen. Andererseits schienen mir Komplikationen fast unvermeidbar: Was zum Beispiel, wenn sich eine:r von uns verliebt? Lieber also ein neutraler Ort, so hatte ich weniger das Gefühl, ihn in mein Leben zu lassen.

Eine Woche später sind wir also hier. Als die Pizza gegessen ist, unsere Nervosität gewichen und uns rot lackierte Nägel, Abendsonne hinterm Fernsehturm und Wein ins Bett verführt haben, rutschen die zwei aneinander geschobenen Bettkästen ständig auseinander. Ein Knie landet in der Lücke, ein Ellenbogen, ein Po. Bis wir das Bett zwischen Wand und Sesseln einkeilen. D. küsst mit Zunge und Fingern und fährt mit den feuchten Spitzen über meine Brüste. Ich beiße sanft in sein Ohrfläppchen, und ihm fährt ein Schauer durch den ganzen Körper. Und noch einer. Er will schon ein Kondom aufreißen, aber ich will, dass er mich leckt.

Nachts, als es schon dunkel ist, sitze ich am Bettrand und schaue auf die Lichter der Stadt. Es böte sich schon an, direkt am Fenster Sex zu haben, denke ich, muss

dann aber in Erinnerung an den performativen Sex neulich bei mir zu Hause vor dem Spiegel leise lachen. Ich lege mich wieder hin, D. kuschelt sich an mich.

Als ich am Morgen aufwache, sitzt D. neben mir und schaut mich an. Ich stütze mich auf meinem Ellenbogen ab und nehme seinen erigierten Schwanz in den Mund. Kurz darauf holt er ein Kondom, dreht mich um und gleitet in mich hinein.

Später ziehe ich den Vorhang neben dem Bett zur Seite. Nun trennt nur noch eine durchsichtige Glasscheibe das Zimmer von der Badekabine. Ich dusche mit Blick auf den Fernsehturm und D.s Blicken auf mir. Es ist das erste Mal, dass ich durchsichtigen Hotelbadwänden etwas abgewinnen kann. Zum Frühstück gibt's kalte Pizza, dann geht's zur Arbeit.



Ökologisches Bewusstsein vermittelt durch Kunst: Für Joseph Beuys' Aktion „7.000 Eichen“ wurden in Kassel ab 1982 Bäume gepflanzt  
Foto: Swen Pförtner/ picture alliance/ dpa

# Der Imperialismus des technisch organisierten Menschen

Die Klimakatastrophe ist Ergebnis der Ausplünderung der Lebensgrundlagen. Dem ökologischen Problem widmeten sich bereits Heidegger und Beuys

Von Klaus Englert

Als der Philosoph Martin Heidegger am 26. Mai 1976 verstarb, kamen aus der Anti-Atomkraft-Bewegung erste Bestrebungen, die Kräfte in einer neuen, ökologischen Partei zu bündeln. Der Philosoph aus dem schwäbischen Todtnau-berg hätte diese Regungen mit großem Interesse verfolgt, hat er doch die Risiken der technologischen Entwicklung, die mit dem Wettrüsten, der Nutzung von Nuklearenergie und der Beherrschung des Weltraums verbunden sind, äußerst skeptisch verfolgt.

Der niederrheinisch-kosmopolitische Künstler Joseph Beuys, der nur zehn Jahre nach Heidegger verstarb, hatte zwar mit dem Philosophen nur wenige Berührungspunkte, doch in seiner ökologischen Ausrichtung gab es frappierende Gemeinsamkeiten. Martin Heidegger zog es vor, sich den Ritualen internationaler Konferenzen zu entziehen und lieber den Austausch mit Künstlern wie dem Basken Eduardo Chillida zu pflegen, der während der Franco-Diktatur an der Felsenküste von San Sebastián seine stählernen „Windkämme“ errichtete. Die Stahlskulpturen wurden 1977, kurz nach Heideggers Tod, vollendet.

Wiederum ein Jahr später veröffentlichte Joseph Beuys, der bereits durch seine Natur-Environment weltweit berühmt war, in der Weihnachtsausgabe der *Frankfurter Rundschau* seinen „Aufruf zur Alternative“, der die frühen Wahlprogramme der Grünen beeinflusste. Das ganzseitige Manifest kritisierte „die Gefahr der atomaren Weltvernichtung“ durch die „aggressiven Absichten der Supermächte“. Heidegger wäre mit Beuys' Beschreibung der „ökologischen Krise“ völlig einverstanden gewesen: „Wir praktizieren ein Wirtschaftssystem, das auf hemmungsloser Ausplünderung der Naturgrundlage beruht. Die Vernich-

tung wird weltweit betrieben. Zwischen Bergwerk und Müllkippe erstreckt sich die Einbahnstraße der modernen Industriegesellschaft, deren expansivem Wachstum immer mehr Lebenslinien und -kreisläufe des ökologischen Systems zum Opfer fallen.“

Diese Rhetorik entsprach ganz der Linie der 1972 publizierten „Grenzen des Wachstums“, einer Studie von Forschern des Massachusetts Institute of Technology (MIT) im Auftrag des Club of Rome. Im folgenden Jahr erhielt die Forschergruppe um Jørgen Randers und Dennis Meadows in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Und wenig später trat Beuys demonstrativ in Frankfurt dem bürgerlich-ökologischen Listenbündnis „Sonstige Politische Vereinigung/Die Grünen“ bei, um für die Europaparlamentarwahl zu kandidieren. Vor der Parteigründung der Grünen und ihrem Einzug in den Bundestag galt Beuys als zentrale Figur. Im Grunde interessierten die Düssel-dorfer Künstler die Grünen nur so lange sie noch Bewegung, aber keine Partei waren.

Für die außerparlamentarische Bewegung dürfte auch Martin Heidegger große Sympathien aufgebracht haben, mehr noch aber für eine Aktion, mit der Joseph Beuys 1982 auf der Documenta 7 in eine monatelange Debatte provozierte: „7000 Eichen: Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“. Diese Aktion bediente eine nicht von der Hand zu weisende deutsch-tümelnde Naturromantik. Ungewöhnlich für Beuys' Kunstaktion war die enge Zusammenarbeit von Behörden, Bürgervereinen, Landschaftsarchitekten und Kuratoren. Am Ende war es ein organisatorischer Kraftakt von erstaunlicher Breitenwirkung.

Heideggers Gedanken zu einer ökologischen Philosophie, die sich mit denen von Beuys treffen sollten, entstanden in einer Zeit, als die Vorbereitung

gen zu Massenvernichtung und Krieg im vollen Gange waren. Um 1938 gehörte er zu den ersten Kritikern einer der kapitalistischen Wirtschaftsweisen inhärenten Verschwendungssucht, einer Mentalität, die nicht aufbauend, sondern primär nihilistisch und destruktiv ist. Zum Stichwortgeber für eine Ökophilosophie wird Heidegger durch die „Kehre“, die maßgeblich beeinflusst wurde durch seine Lektüre der griechischen Naturphilosophen und ihr Verständnis von technè. Dieses sprachliche Verständnis wählte er noch frei von jeglichem instrumentellen Verhältnis zur Welt.

Erst viel später, in der Folge von Neuzeit und Industrialisierung, als die Technik unser Verständnis von Welt grundlegend veränderte, als die Welt zum Weltbild und das Ding zum Gegenstand wurde, haben diese Dinge ihre Kleist'sche Unschuld verloren. Das utilitaristische Denken des 19. Jahrhunderts führte dazu, dem Gegenstand einen Nutzen, einen Zweck zu unterstellen und das Zweck-Nutzen-Denken zum Prinzip menschlicher Tätigkeit zu machen. Dieses Denken führe zwangsläufig, so Heidegger, zum „Zeitalter der Vernutzung“, die Beuys als „hemmungslose Ausplünderung der Naturgrundlage“ beschreiben sollte.

Unter diesem Blickwinkel betrachtete Heidegger die Entwicklung der nationalsozialistischen Herrschaft nach seinem gescheiterten Freiburger Rektorat von 1933/4: Zunehmend machte er sich Gedanken über die Vernutzung unserer natürlichen Grundlagen, über die industrielle Massenproduktion, die sich bereitwillig in den Dienst der expansiven Kriegstechnologie stellte. Im Zuge der technischen Herrschaft über die Erde erkennt Heidegger bei den globalen Mächten den Hang zur restlosen Ausbeutung der natürlichen Ressourcen, während er in der militärischen Vernutzung eine logische Fortsetzung und

Steigerung wirtschaftlicher Vernutzung sieht: „Der Krieg ist zu einer Abart der Vernutzung des Seienden geworden, die im Frieden fortgesetzt wird.“

In den folgenden Kriegsjahren, in denen die Zerstörung globaler Ausmaße annahm, fokussierte sich Heidegger – zurückgezogen in seiner Todtnau-berger Hütte – zusehends auf die vermeintlich bewahrenden Kräfte. Darauf kommt er in seinen Notizen, die er 1936 begann, immer wieder zurück. In den posthum veröffentlichten Beiträgen zur Philosophie spricht er von der „Erneuerung der Welt aus der Rettung der Erde“, einer Erde, die auf allen – geistigen, materiellen und wirtschaftlichen – Ebenen bedroht ist: „Die Erde retten ist mehr als sie ausnützen. Das Retten der Erde meistert die Erde nicht und macht sich die Erde nicht untertan, von wo nur ein Schritt ist zur schrankenlosen Ausbeutung.“

Die vor etlichen Dekaden geschriebene Diagnose mutet heutzutage wie eine Prophezie an, weil sich die kriegerischen Exzesse und die Völkerrechtsbrüche der militärischen Mächte von Mal zu Mal verschärfen. Dass sich die Raubzüge gegenüber der Natur ebenso planmäßig abspielen wie die militärischen Exzesse, lässt sich bereits 1966 beim amerikanischen Ökonomen Kenneth Boulding in „The Economics of The Coming Spaceship Earth“ nachlesen, einer fundamentalen Kritik am neoliberalistischen Wachstumsfetisch.

Wahrscheinlich hat Heidegger den Ökonomen, der großen Einfluss auf die Politik, aber nur marginalen auf die Wirtschaftseliten hatte, allenfalls am Rande wahrgenommen. Aber die Mentalitäten dieser grundverschiedenen Persönlichkeiten sind frappierend ähnlich. Boulding prägte damals das für jeden Amerikaner verständliche Bild der „Cowboy Economy“, das in John-Wayne-Manier assoziiert

ist „mit endlosen Weiten, rücksichtslosem, ausbeuterischem, romantischem und gewalttätigem Verhalten“.

US-Präsident Donald Trump gilt heute als gnadenloser Verfechter der „Cowboy Economy“. Seitdem sich Trump zum Vorkämpfer für mehr Ölbohrungen machte, wittern die Big-Oil-Unternehmen wie Shell und Exxon, die zuvor noch die Werbetrommel für die „grüne Wende“ schlugen, das große Geschäft. So plant Exxon einen Ausbau der Öl- und Gasproduktion bis 2030 um 18 Prozent auf 5,4 Millionen Barrel pro Tag. Big Oil erwartet mittelfristig einen stark wachsenden Öl- und Gasverbrauch, allen Bemühungen um die Energiewende zum Trotz.

**Heidegger wäre mit Beuys' Beschreibung der „ökologischen Krise“ völlig einverstanden gewesen**

Die von Heidegger auch nach dem Krieg gebrandmarkte Vernutzung der natürlichen Ressourcen setzt sich in der Gegenwart der kapitalistischen Produktionsweise fort, in einem völlig unhinterfragten Wachstumsfuror, der im Bausektor als Wohnungsbau- und Neubauturbo daherkommt. Statt die graue Energie von Bestandsbauten zum Um- und Weiterbau zu nutzen, werden in Deutschland 90 Prozent der mineralischen und nachwachsenden Rohstoffe für Neubauten verbraucht.

Deswegen kritisiert Elisabeth Broermann, Gastprofessorin an der TU Berlin im Fachbereich „Architecture for Future“, eine Bodenpolitik, die die Vernut-

zung im großen Maßstab fortsetzt: „Wir bauen als gäbe es kein Morgen und wirtschaften über unsere Kapazitäten hinaus. In Deutschland werden im Schnitt täglich 52 Hektar, das sind 72 Fußballfelder, neue Siedlungs- und Verkehrsflächen ausgewiesen, wovon grob die Hälfte komplett versiegelt werden.“

Daran wird sich, so Olaf Grauert von der europäischen Bürgerinitiative House Europe!, absehbar wohl nichts ändern. Denn die gängige Praxis von Abriss und Neubau ist nun einmal höchst profitabel: „Eine materialintensive Wirtschaft verspricht mehr Gewinn als eine arbeitsintensive, weil Abriss und der anschließende Neubau einen höheren Materialverbrauch und damit verbundene Wirtschaftsaktivitäten nach sich ziehen.“ Der Berliner Architekt spricht aus, wie im Bausektor eine auf hemmungsloses Wachstum ausgerichtete Wirtschaftsweise zu einer endlosen Materialverschwendung führt, die immer nur eines hervorbringt: die kapitalistischen Mechanismen der Wegwerfgesellschaft.

Martin Heidegger hat für den Verschwendungswahn die Formel vom „planetarischen Imperialismus des technisch organisierten Menschen“ geprägt. Wer bei ihm nach Auswegen aus dem Dilemma sucht, wird sich allerdings schwertun. Wie er sich konkret die Rettung der Erde vorstellt, präzisiert er nicht, auch geht er nur vage auf die unmittelbaren Bedürfnisse der Menschen in den Nachkriegsjahren ein.

Anders Joseph Beuys, der mit seinen „7000 Eichen“ ein starkes Zeichen für einen klimasensiblen Weltbezug setzte. Noch Jahrzehnte später, in Zeiten zunehmend heißer werdender Sommer und verschärfter Klimakrise, wirbt „7000 Eichen“ für Heideggers weiterhin gültige Einsicht: Die „Erneuerung der Welt (kommt) aus der Rettung der Erde“.

szene

Hände hoch,  
wer noch  
kann

Wer mit mir im Fahrstuhl rauffährt, muss auch mit mir wieder runterfahren.“ Diesen launigen Satz stellte ich vor einigen Tagen einer in meinen Augen waghalsigen Aktion voraus, die – das möchte ich betonen – nicht auf meinem Mist gewachsen war, sondern auf dem zweier Freundinnen, von denen die eine eine große Liebe zum Hamburger Dom hegt, jener Kirmes, die regelmäßig halb Norddeutschland nach St. Pauli schwemmt.

Da ich seit 26 Jahren direkt am Heiligengeistfeld wohne, wo sich das Spektakel dreimal im Jahr abspielt, kann ich sagen: Der Irrsinn bezüglich halbschwerer Fahrgefahren hat sich in dieser Zeit extrem verschärft. Mittlerweile werden Menschen in 100 Meter Höhe geschwenkt, auf- und niedergeschmissen, als gäbe es kein Morgen.

Oft schon stand ich kopfschüttelnd auf unserem Balkon. Gerne hätte ich den Todesmutigen zugerufen: „Euer Vertrauen in den deutschen TÜV in allen Ehren, aber ist es das Risiko wert? Was, wenn sich eine Mutter löst? Endorphine verpulvert! Denkt mal darüber nach!“

Wenn ich aktuell abends auf dem Sofa entspannen will, dringen die gellenden Schreie derer, die sich vertan haben und nun doch in Panik geraten, während sie an dünnen Seilen auf Hochhaushöhe geschleudert werden, ins Wohnzimmer. Haben sich diese armen Menschen überreden lassen? Wollten sie vielleicht nicht und hatten einfach nur Sorge, man könne sie als Memmen framen? Man weiß es nicht ...

Ich traue mich normalerweise noch nicht mal, ein Los zu kaufen – zu groß ist meine Sorge davor, ein mannshohes Stofftier zu gewinnen. Und doch konnten meine Freundinnen mich überreden, in eine „Aussichtskabine“ einzusteigen, die 70 Meter in die Höhe fuhr. Argument: Es würde ja nicht geschwenkt.

War ganz schön. Hat fast nicht gewackelt. Man konnte sich auch festhalten. Und doch: gerne nie wieder!

Rebecca Spilker

Störe meine Kreise nicht

ImPulsTanz Wien: Das Tao Dance Theater begeistert mit „feinster Mathematik“ der Körper und die Choreografin Eun-Me Ahn narrt westliche Blicke

Von Uwe Mattheiß

18 Tänzer:innen beschreiben den Bühnenraum im Wiener Burgtheater. In der Uraufführung von „18“, der jüngsten Produktion der „Numerical Series“ des 2008 gegründeten Pekinger Tao Dance Theaters, lässt sich das fast wörtlich verstehen. Zur minimalistischen Komposition von Xiao He und in den Kleidern von Duan Ni greift die Choreografie von Tao Ye das gestische Moment chinesischer Kalligraphie auf. Schrift hat sich noch nicht gänzlich als Code vom Ursprung in den Körpern gelöst. Schwünge und Strichstärken hinterlassen die zeitliche Signatur des Schreibvorgangs.

In zwei Neunergruppen, die voneinander changieren, sich dabei nur um einen Hauch nicht begegnen, vermisst das Ensemble den Raum seiner Tanzschrift. Es sind keine starren Formationen, beinahe schon Wolken von Körpern, die sich in kreisenden Bewegungen, die alle Körperachsen und Gliedmaßen erfassen, aufeinander einstellen. Individuen lösen sich auf in die Viskosität der Gruppe und immer wieder aus ihr heraus.

Ihre Anziehungskraft untereinander entsteht in den Augen der Betrachtenden aus dem Bewegungsgesetz, das die individuellen Körper erfasst hat. Kein vorgängiges Bild fügt sie, endlose Rückkopplungsschleifen treiben den Prozess zwischen den Körpern voran. Ist Choreographie nicht mehr individuelles Kunstwollen, sondern die Orchestrierung der Selbstorganisation von Körpern als unabhängige Variablen, jene „feinste Mathematik“, als die das Wiener ImPulsTanz Festival die vier Arbeiten von Tao Dance Theater in seinem diesjährigen Programm angekündigt hat?

Am Abstraktionsgrad der bisherigen Arbeiten von Tao Ye und Duan Ni, den Gründer:innen von Tao Dance gemessen, enthält „18“ viel außertänzerischen Inhalt. Das Stück nimmt Maß an einem Gedichtzyklus aus dem 5. Jahrhundert, der über die Begriffsfelder „Form“, „Schatten“ und „Geist“ räsoniert. Das ist nicht nur die Affirmation einer alten Hochkultur, im Tanz wird



Eun-Me Ahns „Post-Orientalist Express“ verwirrt den kolonial geprägten Blick Foto: Jean-Marie Chabot

daraus eine Meditation über die Angst vor der Vergänglichkeit, der der Tanz die bewusste Wahrnehmung des momentanen Daseins entgegensetzt. Kalligraphiekundige werden überraschende Korrespondenzen zwischen den Gesten des Schreibens und den Bewegungsimpulsen der tanzenden Körper wahrnehmen, den übrigen bleibt eine Ensembleaufführung, die Reduktion und Repetition zu ritualhafter Intensität steigert.

Durchgestaltet bis zum Schlussapplaus entsteht vom Publikum jubelnd akklamierte Schönheit, die aber auch abweisend erscheint. Vielleicht das letzte subversive Moment gegen die fortschreitende Tilgung von Differenz in der Kunst? Tao Yes Choreographie definiert sich nicht über einen erkennbaren Stil, eine wiederkehrende Form, vielmehr aus einem Formungsprinzip, dem „Circular Movement System“, das sich in den übrigen Stücken des Festivalprogramms in den

unterschiedlichsten Ausprägungen realisiert.

„13“ entwirft mit ebenso vielen Tänzer:innen in asymmetrisch geschnittenen pastellfarbenen Baumwollanzügen die komplexe Interaktion einer Gruppe mit dem Ausbrechen, Herausfallen, Aufhängen einzelner und der Reorganisation des Kollektivs. „14“ zeigt Farbenpracht im gleichförmigen Ticken einer Uhr, „16“ setzt im Tanz der mythologischen Verheißungen die Bewegungsmöglichkeiten der Wirbelsäule in zirkulärer Weise frei.

Darin liegt der Versuch, Choreografie nicht mehr als Zurichtung der Körper auf eine Idee zu betreiben, sondern als Eintrag in ihre Bewegungsmöglichkeiten mit Impulsen, die von Punkt zu Punkt weitergetragen werden. Es ist ein monistisches Modell, das im Tanz den Gegensatz von Geist und Leib, den Antagonismus der Geschlechter, die dem europäischen Denken im Unterstrom

noch immer anhaften, so nicht denkt.

Die chorus line erbt ihre äußerliche Disziplin vom Exerzierplatz und vom Fabrikssystem. Hier fügen sich die Körper aus sich heraus in ein großes Ganzes. Für eine europäische Betrachtung, die Kunst im Erbe der Romantik als Angelegenheit des Individuums und im Rückgriff auf die Moderne aus einem Moment des Widerstands, einer Weigerung der Versöhnung mit einer schlechten Wirklichkeit begreift, bleibt vieles dabei offen.

Tao Ye betrachtet seine Technik vor allem als Befreiung des Körpers zu seiner ursprünglichen Beweglichkeit. Circular Movement ist kulturell bedingt in den Wurzeln seines Denkens und anthropologisch ausgerichtet in der Erforschung des menschlichen Körpers. Der Kunst von Tao Dance hält ihre hermetische Form die ideologische Vereinnahmung aller Seiten vom Leibe. Störe meine Kreise

nicht. Damit ist sie der Verweigerung des individuellen Ausdrucks in der Moderne von Schönberg bis Beckett überraschend benachbart.

Die südkoreanische Choreografin Eun-Me Ahn besetzt im Programm eine maximalistische Gegenposition. Ihr „Post-Orientalist Express“ verwirrt den kolonial geprägten Blick, der den anderen zum anderen macht, in einem opulenten Farbenrausch. Sie fragt nicht nach unterschlagenen Identitäten, feiert vielmehr das Spiel mit nichtidentischen Projektionen als Akt der Selbstermächtigung.

Vor Beginn sitzt eine schwarz gekleidete Person mit dem Rücken zum Publikum und schaut orientalisierende Motive der Kunstgeschichte an. Die Person, die auf der Bühne westliche Blicke repräsentiert, haut es buchstäblich vom Hocker, ein gutes Zeichen? Zentren und Perspektiven verschieben sich, vielleicht wird Tanz erst jetzt zur globalen Bewegung.

Anzeige

# KLASSEN

# KULTUR

# KAMPF!!!

In Zeiten von Rechtsruck und Kulturkampf braucht es aktive und laute Gegenöffentlichkeit. Deshalb Journalismus von links – unbestechlich, unbequem, unabhängig.





taz.de/abo



**10x wochentaz für nur 10 Euro**  
Mo – Fr digital, samstags gedruckt

# Er hängte sich die zersprengte Karre ins Wohnzimmer

Die Kunsthalle Mannheim zeigt in einer Ausstellung die Aktions- und Objektkunst des Nouveau Réalisme. Die arbeitete mithilfe der Wirklichkeit an den Verkrustungen der Nachkriegsgesellschaft



Von **Carmela Thiele**

Für Autofans könnte der Anblick ein Schock sein. In der Ausstellung „Radikal. Real“ in der Kunsthalle Mannheim ist ein Alfa Romeo zu sehen – als komprimierter Schrott-Kubus, eine Skulptur von César. Unbehagen könnte auch das Wrack eines eleganten, weißen MG-Sportwagens auslösen. Es hängt wie ein Bild an der Wand, von Ferne einem ramponierten Insekt ähnlich, bei näherer Betrachtung ein rostiges Knäuel verschlungener Röhren mit gesplitteter Frontscheibe.

Der französisch US-amerikanische Künstler Arman, eigentlich Armand Pierre Fernandez, sprengte den Wagen 1963 in Kooperation mit dem Düsseldorfer Galeristen Alfred Schmela und Einwilligung des Besitzers Charles Wilp in einem Steinbruch bei Ratingen in die Luft. Der Fotograf und Werbefachmann Wilp hängte sich das Resultat der Kunstaktion ins Wohnzimmer – wohl als Inspiration für seine Arbeit. Heute ist es Teil der Sammlung des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt.

„Das Auto galt als Heilsversprechen für so vieles“, sagt Luisa Heese, die Kuratorin der Schau in der Mannheimer Kunsthalle, die sich

der Gruppe der Nouveaux Réalistes und seinem internationalen Netzwerk widmet. Es sei Arman darum gegangen, die geschlossene Oberfläche aufzubrechen und damit auch die Frage zu stellen, warum wir uns so stark über Dinge definieren. Sie zitiert Roland Barthes, der das Automobil als Kathedrale der Gegenwart bezeichnet hat. Mehr noch: „Diese Aktion sagt uns noch immer, wie sehr wir uns über Kontexte, über Dinge definieren.“

Die Neuen Realisten setzten der individuellen Empfindung der Künstler des Informels der 1950er Jahre eine kollektive, aber vielfältige Analyse entgegen. Gegründet auf Anregung des Kunstkritikers Pierre Restany 1960 in Nizza, verscriben sich die das Manifest unterzeichnenden Mitglieder der Gruppe einem „neuen Realismus“. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Yves Klein, Pierre Restany, Arman, Daniel Spoerri, Jean Tinguely und Jacques de la Villeglé. Der Nouveau Réalisme wurde laut Manifest als „neue Annäherung der Wahrnehmungsfähigkeit an das Reale“, verstanden.

Wie ein magnetisches Feld hatten sich in Europa fünfzehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg alle Lebensbereiche auf den Konsum ausgerich-

tet. Heute durchzieht diese Entwicklung alle Lebensbereiche. Man muss vielleicht nicht mehr wie Niki de Saint Phalle auf mit Farbbeuteln präparierte Gipsreliefs schießen, und in einem Akt von Aggression ein neues bildgebendes Verfahren erfinden. Es waren nicht die Relikte von Saint-Phalle-Aktionen, die Berühmtheit erlangten. Um die Welt gingen die Bilder einer jungen Frau, die den Bildgrund attackierte – symbolisch für eine verkrustete Gesellschaft.

Sie war die einzige Frau, die zum Kern der Pariser Künstlergruppe gehörte. Temporär stießen aber auch Künstlerinnen dazu, deren Namen heute in Europa so gut wie vergessen sind. Dazu gehört Feliza Burszty, eine kolumbianische Bildhauerin, die Skulpturen aus Schrott schweißte. Oder die argentinische Konzeptkünstlerin Marta Minujin. Sie verbrannte 1963 in der Aktion „La Destrucción“ im Hof der Impasse Ronsin ihr komplettes, bis dahin geschaffenes Werk. Dort hatten Jean Tinguely und Niki de Saint Phalle ihr Atelier.

Das Werk von Chryssa, einer griechisch-US-amerikanischen Künstlerin, weckte das Interesse des Kritikers Pierre Restany. Er lud sie 1961 zu einer Ausstellung in Paris ein. Sie sammelte Teile ausgedienter

Leuchtreklame, die sie in abstrakte Lichtzeichnungen transformierte.

Der Akt der Zerstörung spielt im Nouveau Réalisme eine zentrale Rolle. Auch die *Affichistes*, die Teile von Plakatwänden oder komplette Werbetafeln demontierten und in die Schichten der übereinander geklebten Werbegrafiken hineinarbeiteten, schufen auf diese destruktive Weise neue Bilder. Sie legten, wie

„Diese Aktion sagt uns noch immer, wie sehr wir uns über Kontexte, über Dinge definieren“

Luisa Heese, Kuratorin

etwa Raymond Hains, Fragmente frei. Manchmal ergaben sich daraus neue abstrakte Decollagen, mal erzählten die Fragmente neue Geschichten. Die Kunst der *Affichistes* beschränkte sich nicht auf Paris. Der Berliner Medienkünstler Wolf Vostell strebte eine inhaltliche Verdichtung an. In „Ihr Kandidat“ von 1961 kombinierte er geschickt Wahl- und Produktwerbung.

Daniel Spoerri hingegen wollte erlebte Gegenwart feiern und das Vergängliche festhalten. Er setzte dem alltäglichen Akt der Nahrungsaufnahme ein sinnliches Denkmal. Der eigentlich als Tänzer und Pantomime ausgebildete Künstler ersann eine eigene, an Stillleben angelehnte Methode, um das reale Leben einzufangen. Er fixierte nach einem Essen, allein oder mit Freunden, das gebrauchte Geschirr, Aschenbecher und Gläser mit allen Rückständen und hängte sie als „Fallenbilder“ an die Wand.

„Die Aneignung des Wirklichen war ein Phänomen, das man damals nicht nur in Paris beobachten konnte“, fasst Luisa Heese zusammen. Es sei interessant zu sehen, wie diese Protagonisten zusammengekommen seien, welche Verbindungen es gegeben habe. Auch Arbeiten von Christo, Claes Oldenburg oder Jasper Johns tauchen in dieser Schau auf. Die Ausstellung erinnert an die lebendige Kunstszene der 1960er Jahre, wirkt dabei aber unheim zeitgemäß.

„Radikal. Real. Nouveau Réalisme und die Kunst der 1960er Jahre“. Kunsthalle Mannheim, bis 11. Oktober.Katalog (Wienand Verlag): 40 Euro

Weißer Alfa Romeo auf weißem Grund: Armans „White Orchid“ von 1963  
Foto: Axel Schneider Frankfurt am Main; VG Bild-Kunst, Bonn 2026; Museum für Moderne Kunst

# Wo Wasser, Blut und Farben fließen

Sie tanzen durchs Feuer und baden im Eis: Niina Lehtonen Brauns Aquarelle und Gouachen nackter Frauen in Aktion in der Schwartzschen Villa in Berlin

Von **Katrin Bettina Müller**

Frauen. Sie sind auf jedem der großen und kleinen Aquarelle und Gouachen zu sehen, die die Niina Lehtonen Braun dicht an dicht über zwei Wände in der Galerie Schwartzsche Villa verteilt hat. Man spürt noch immer das Wasser in den Pinselstrichen, mit denen die finnische Künstlerin ihre Figuren auf das Papier wirft. Skizzenhaft, spontan, so wirkt das. Hier kniet eine vor einem Ofen, neben sich Briketts, da tanzt eine durchs Feuer, eine grillt Würstchen, eine legt den Kopf mit geschlossenen Augen wie träumend auf die Wasseroberfläche. Unbekleidet sind sie alle.

Die Fenster in der Schwartzschen Villa sind offen, von draußen hört man die Gäste des Cafés. Vielleicht, weil es gerade so warm ist, denkt man an ein Ferienlager für Frauen, die zusammen Feuer machen, baden und reden und reden. Denn in viele Blätter fließt Schrift mit ein, Deutsch und Englisch. Manchmal muss man nah rangehen, um le-

sen zu können, dass unter einer kleinen Figur, die über eine weite rosa Fläche geht, steht: „.... auf dem Weg zur Strahlentherapie“. Manchmal muss man den Kopf in den Nacken legen für eine längere Erzählung über Menstruation und ihre quälende Trübung des Gemüts. Anderes scheint lustig: Über einer Frau, die sich lässig mit einem Rotweinglas auf den Ellbogen stützt, steht: „Ich habe die Ärztin gefragt, ob es ihr etwas ausmacht, wenn ich vor dem Einsetzen der Spirale etwas Wodka trinke.“

Es ist eine intime Collage kollektiver Stimmen, die von Pubertät, Verhütung, Geburt und Krankheiten berichten. Oft geht es in den Texten um die Hindernisse, die Mädchen, jungen und alten Frauen, durch Konventionen, Vorurteile oder medizinische Institutionen in den Weg gelegt werden. Kontrollierende Instanzen, die als Fehler markieren, was sich im Laufe des Lebens eben so im Körper ereignen kann. Einzelne der Episoden sind deshalb traurig. Aber dem hält die Vielfalt der Bilder visu-

ell eine Leichtigkeit entgegen. Jede Geschichte ist in dieser Gemeinschaft aufgehoben.

Die 1975 in Helsinki geborene Künstlerin, die in Berlin lebt und arbeitet, setzt in der Ausstellung „My Body is my studio“ ihr Projekt fort, nah an ihrem Alltag als Frau, Künstlerin, Tochter und Mutter zu arbeiten. Sie erkundet die Risse, die sich zwischen Erwartungen und Forderungen, die aus tradierten Rollenbildern resultieren, und dem lebbareren Alltag auftun; nicht nur allein, sondern auch in vielen Gesprächen mit Freundinnen und Verwandten.

Das Ineinanderfließen der Geschichten nimmt im zweiten Raum der kommunalen Galerie in Berlin Steglitz eine weitere Gestalt an. Niina Lehtonen Braun übersetzt da ihre Aquarelle in einen neunminütigen Videofilm, „Being alive is just this leaking in and out“. Nach und nach werden Figuren aus ersten Strichen, Farbe fließt in die Binnenflächen, dann über das ganze



Niina Lehtonen Braun: „Wenn alles schwer ist und du keine Kraft mehr hast, brauchst du ein Parfüm und einen roten Lippenstift“ Foto: Ludger Paffrath

Papier, Szenen entstehen und werden wieder fortgeschwemmt. Eine Frauenband taucht auf, aber auch verschneite Landschaften mit zugefrorenen Seen. Im Eisloch badet ein Kind, Frauen sägen an großen Stämmen. Reinigungsrituale deuten sich an. Dann wächst wieder ein Baum nach dem anderen über das Blatt, Birken und Tannen. Begleitet wird das von Geräuschen wie von Feuer und dem Fallen großer Tropfen.

Dieser Bilderfluss mäandert durch Landschaften der Erinnerung, durch

mythisches Gelände, streift Formen des Märchens und des Comics. Er ist eine Liebeserklärung an das Leben in Bildern, an die Verbindungen zwischen Realem und Geträumten, an die Möglichkeiten der Verwandlung. Das Wasser, mit dem Farben über die Flächen fließen, gibt diesem Bilderkosmos einen Hauch von Unendlichkeit.

Niina Lehtonen Braun: „My body is my studio“. Schwartzsche Villa, Berlin, bis 27. September



**taz**  **shop**

**Lip Balm und Feste Handcreme** in der Dose pflegen trockene Lippen und strapazierte Hände mit Bienenwachs. Das Wachs bildet eine schützende Schicht, während hochwertige Öle Feuchtigkeit spenden. Und der dezente Duft nach Bienenwachs und Zeder erinnert bei jeder Benutzung daran, dass pro verkauftem Produkt 1 qm Bienenweide gespendet werden. NaTrue-zertifizierte Natorkosmetik von 4 people who care. Lip Balm **4,90€**, Handcreme **12,50€**

**10 % Rabatt für taz-Unterstützer:innen\***

\*Ausgenommen sind Druckerzeugnisse, Wein, Gutscheine und einige Soli-Artikel sowie bereits reduzierte Waren.  
taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | Telefon (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop

# Später Sprung zum Titel

Ein brillanter letzter Sprung beschert Moritz Wesemann den EM-Titel vom 1-Meter-Brett. Dabei hatte er zuvor mit arger Müdigkeit zu kämpfen



Von **Andreas Morbach**

In Paris war es bereits kurz nach elf am Abend, als Moritz Wesemann und die beiden Briten Jack Laugher und Jordan Houlden dann doch mal zur Siegerehrung gebeten wurden. Weil sich die Wassersprunggemeinde bei der EM in der französischen Metropole das Becken mit den Synchronschwimmerinnen und -schwimmern teilt, ist der Zeitplan im Centre Aquatique Olympique gut gefüllt. Und die kontinentale Sprungelite muss ihre Kunststücke nun eben ungewohnt spät in den Pool zaubern.

So stand der gebürtige Aachener Wesemann trotz einer schmerzhaften Schulterverletzung am Samstag vor vorgerückter Stunde also als neuer alter Europameister vom 1-Meter-Brett ganz oben auf dem Podest – und sang bei der deutschen Nationalhymne feste mit. Vielleicht auch, um prophylaktisch mögliche Schlafattacken zu vertreiben. Denn solche hatten ihm während des hochklassigen Wettbewerbs zu schaffen gemacht.

„Ich habe nach der vierten Runde einen Müdigkeitsanfall gekriegt – also gemerkt: Jetzt wird es noch mal haarig“, berichtete Wesemann. Herausfordernde Umstände für die finalen zwei Sprünge, die er dann allerdings exzellent meisterte. Speziell den letzten: Eineinhalbfacher Auerbachsalto mit dreieinhalb Schrauben. Schwierigkeitsgrad 3,6 – der höchste in der gesamten Konkurrenz.

Die Jury war angemessen begeistert vom Mut, von der Sprungkraft und der Eleganz des 24-Jährigen, ihre Wertung katapultierte Wesemann von Platz

zwei auf den europäischen Thron. Mit sogar stattlichem Vorsprung auf Jack Laugher aus Harrogate im Norden Englands, der vor dem letzten Sprung geführt hatte.

Der Reifall vom Vortag war damit abgehakt. Zum Start in die Titelskämpfe musste sich das DSV-Quartett da mit einem enttäuschenden

## Die Jury war angemessen begeistert vom Mut und der Eleganz Wesemanns

siebten Platz im Mixed-Team-Wettbewerb abfinden – im wackligen Boot saß neben Wesemann unter anderen Pauline Pfeif. Bereits zwei Stunden vor ihrem Teamkollegen wetzte die Wasserspringerin vom Berliner TSC die Scharte vom Freitag aus, holte Silber in der Synchron-Konkurrenz vom Turm. Seite an Seite mit ihrer Vereinskollegin Elena Wassen – jener Frau, die Moritz Wesemann einst in Aachen überhaupt erst zum Wasserspringen brachte.

Das Rheinland haben beide längst verlassen. Wassen zog schon vor 13 Jahren nach Berlin in ein Sportinternat, Wesemann trainiert seit Ende 2025 bei Chef-Bundestrainer Christoph Bohm in der deutschen Hauptstadt. Zurückgekehrt ist der Wassersportler vom SV Halle aus den USA, wohin er nach den Olympischen Spielen 2024 aufgebrochen war.

Wesemann suchte damals eine neue Herausforderung, wollte mal raus aus Deutschland. Anderthalb

Jahre studierte er in Los Angeles, in diesem Jahr schloss er seinen Masterstudiengang in Computer-Wissenschaften ab.

Die Affinität zu Zahlen und Technik lässt der nun dreimalige Europameister dabei auch in sein Leben als Leistungssportler konsequent einfließen. In Paris zum Beispiel kontrollierte er regelmäßig seine Herzfrequenz: Beim missratenen Team-Event war sie mit knapp 170 noch etwas zu hoch, im Vorkampf vom 1-Meter-Brett am Samstagmittag hatte Wesemann den Puls dann schon besser unter Kontrolle. „Im Finale waren es wahrscheinlich nur 140 oder 150“, mutmaßte er nach seinem Gold-Coup schließlich. „Und ich glaube, so ein bisschen gewusst zu haben, wie man das dann reguliert.“

Das habe geholfen, so habe er den Wettkampf genießen und Spaß daran haben können. So erzählte der Mann, den neben Atemübungen auch der gezielte Austausch mit Chat GPT in der Schwimmhalle in Saint-Denis in die richtige Spur schob.

Gut organisiert sein muss der erste Goldspringer des DSV bei dieser EM ohnehin: Weil seine Freundin in Montreal lebt, hat er als Pendelflieger die USA mittlerweile gegen Kanada eingetauscht. Bei der EM in Paris steht für ihn am Mittwoch noch die Konkurrenz vom 3-Meter-Brett auf der Agenda. Samstagnacht drängte im Centre Aquatique Olympique zunächst aber das frisch Erlebte voll ins Bewusstsein. „Ich habe jetzt“, erwähnte Moritz Wesemann nach der Siegerehrung jedenfalls, „noch so viel Adrenalin in mir, dass ich wahrscheinlich erst mal nicht pennen kann.“

Eine Frage der Haltung: Moritz Wesemann beim WM-Wettbewerb vom 1-Meter-Brett  
Foto: ap

Plötzlich nicht mehr unantastbar: Fifa-Boss Gianni Infantino muss nun doch Wahlkampf machen  
Foto: Eric Gay/ap/dpa

## Vertrauensschwund und Treuebekenntnisse

Nach dem Aus für die Investorenpläne von Gianni Infantino kämpft der Fifa-Präsident um seine Wiederwahl

Von **Andreas Rüttenauer**

Was für ein Absturz! Es ist gerade einmal zwei Wochen her, da musste Gianni Infantino, der Präsident des Internationalen Fußballverbands, glauben, er sei unantastbar. Er ließ sich rund um das Endspiel der Fußball-WM für ein Turnier feiern, mit dem die Fifa sagenhafte 15 Milliarden US-Dollar umgesetzt hatte. Die WM sei das „das größte soziale und kulturelle Ereignis gewesen, das die Menschheit je erlebt hat“, sagte er auf einem Empfang im Trump Tower in New York, an dem neben etlichen Milliardären auch US-Präsident Donald Trump teilgenommen hatte.

Auf die bis dato übliche Pressekonferenz des Fifa-Präsidenten zum Ende einer WM verzichtete Infantino und leierte vielmehr in einem Instagram-Post gegen alle, die das Mega-Event kritisch gesehen haben. Dazu verkündete er auf der Plattform seiner Wahl, bei der die Kommentarfunktion stets deaktiviert ist, dass schon über 200 der 211 Fifa-Verbände zugesichert hätten, ihn zu unterstützen, wenn 2027 turnusgemäß die Wahl des Fifa-Präsidenten ansteht. Keine zwei Wochen hat es dann gedauert und die Vorstellung, Infantino könnte seinen Posten an der Spitze der Fifa verlieren, ist kein Hirnspinnst mehr.

Dass die Fifa mittlerweile die Pläne, Anteile am Geschäft mit den Fußballweltmeisterschaften an private Investoren aus dem Umfeld der Familie von Donald Trump zu veräußern,



hat fallen lassen, wird Infantino wohl nicht reichen beim Ansinnen, im Amt zu bleiben. Die Uefa hatte gar mit einem Boykott aller Fifa-Turniere gedroht, um die Investorenpläne zu verhindern, die Infantino mit seinen Vertrauten hinter dem Rücken der wichtigsten Fifa-Gremien ausgeheckt hatte.

Nachdem sich sowohl der Kontinentalverband aus Nord- und Mittelamerika Concacaf sowie der asiatische Fußballverband AFC gegen eine Beteiligung von Investoren an den Weltturnieren ausgesprochen hatten, war Infantino nichts anderes übrig geblieben, als seine Pläne fallen zu lassen. Nun geht es um die Zukunft Infantinos an der Spitze des Weltverbands. Uefa und Concacaf geben sich nicht zufrieden mit der Rücknahme des Deals.

Die Fifa-Führung habe „nicht nur das Vertrauen der Uefa, sondern auch das vieler anderer Mitglieder der Fußballfamilie verloren“, heißt es in einem Statement der Europäischen Fußballunion, in der die Fifa-Pläne als „schäbiger, undurchsichtiger Hinterzimmerdeal“ bezeichnet werden. Auch in Nord- und Mittelamerika hat man genug von dem Gebaren der aktuellen Fifa-Spitze. Das sei Ausdruck „armseliger Führung“. Die Fifa habe aufgehört, den Fußball an die erste Stelle zu setzen, heißt es in einer Concacaf-Mitteilung.

Der Wahlkampf um das Amt an der Fifa-Spitze hat also begonnen. Erste Medien berichten davon, dass sich Concacaf-Präsident Victor Montagliani als Gegenkandidat zu Infantino in Stellung bringen könnte. Der Kanadier ist einer jener acht Vizepräsidenten der Fifa, die von Infantinos Investoren-Plänen ebenso überrascht wurden wie die Öffentlichkeit. Bis zum 18. November muss er seinen Hut in den Ring geworfen haben, will er bei der Wahl auf dem Fifa-Kongress im März 2027 im marokkanischen Rabat gegen Infantino antreten.

Derweil hat auch Infantino begonnen, Unterstützer hinter sich zu versammeln. Der marokkanische Fußballverband, neben Spanien und Portugal einer der drei Hauptausrichter der Männer-WM 2030, hat schon angekündigt, Infantino zu unterstützen. Der war am vergangenen Donnerstag höchstselbst in Marokko und wurde von König Mohammed VI. empfangen.

Auch Infantino ist wohl schon im Wahlkampfmodus. Katar, WM-Gastgeber 2022, sowie der Libanon, das Heimatland von Infantinos Frau, haben ebenfalls schon angekündigt, den Amtsinhaber bei der Wahl zu unterstützen.

## was alles nicht fehlt

**Trauer um eine Fußballerin:** Der marokkanische Fußballklub Maghreb Atlético Tetouan hat die Öffentlichkeit über den Tod seiner Spielerin Faten Ben Amar El Azizi informiert. Sie sei beim Versuch, die spanische Exklave Ceuta zu erreichen, ertrunken. Der Verein erklärte, Fatens Traum sei „schon vor seinem Beginn zerstört“ gewesen und sie habe „weder Ruhm noch Abenteuer gesucht“, sondern „ein besseres Leben jenseits der Grenze“. Der

Verein beklagte den „hohen Preis“, den viele junge Menschen für irreguläre Migration zahlen müssten, da sich dadurch „Träume in Albträume und Freude in Tränen verwandeln“.

**Ein Unglück im Hochgebirge:** Als erster Mensch hat Nirmal Purja alle Achttausender innerhalb einer Saison bestiegen und wurde durch eine Netflix-Dokumentation darüber zum Star-Bergsteiger.

Jetzt ist der nepalesisch-britische Extremsportler tot. Alle zehn Mitglieder seiner Gruppe wurden am Donnerstag am 8.050 Meter hohen Broad in Pakistan von einer gewaltigen Lawine erfasst und starben, wie der Alpine Club Pakistan der bestätigte. Zunächst war eine große Rettungsaktion eingeleitet worden, doch keiner der Bergsteiger hat überlebt. Die Leichen der Bergsteiger wurden von der Unglücksstelle abtransportiert.

**Ein Sieg für eine Sprinterin:** Bei der ersten Etappe der Tour de France der Frauen in der Schweiz am Genfer See ist Lorena Wiebes zum Sieg gefahren. Die Niederländerin setzte sich in Lausanne in einer Sprintentscheidung vor Kim Le Court Pienaar (Mauritius) und Demi Vollering (Niederlande) durch und übernahm damit das Gelbe Trikot. Die deutsche Zeitfahrmeisterin Antonia Niedermaier kam auf Platz 17.

Anzeige

taz

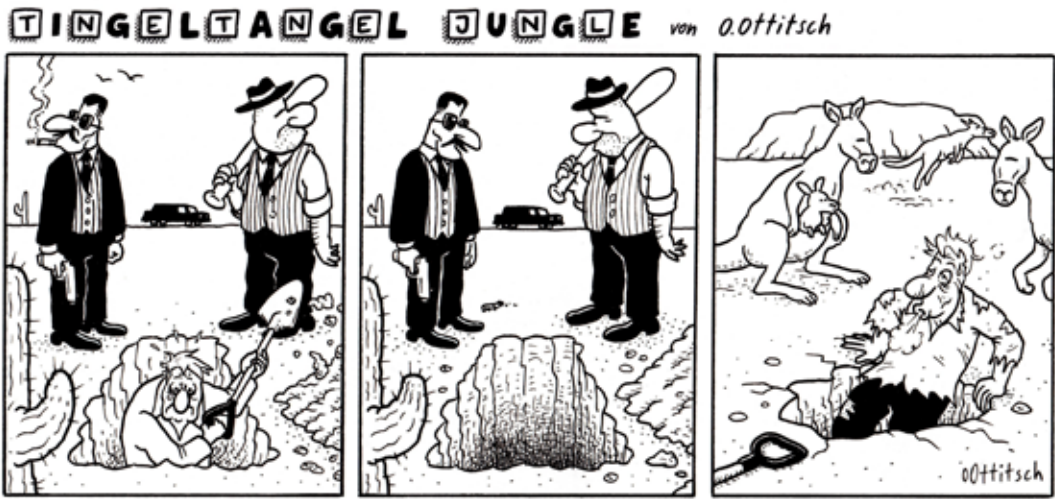
**ATLAS der GLOBALISIERUNG**  
Welt als Beute

Jetzt bestellen!

26 Euro | shop@taz.de | T. (030) 25 90 21 38

gurke des tages

Jetzt ist es fast schon amtlich: „FDP in weiterer Umfrage bei fünf Prozent“, meldete die Promille-Agentur dpa am Sonntag. Bei der Insa-Umfrage knackten die Liberalen erstmals wieder die Fünf-Prozent-Hürde. Seit Wolfgang Kubicki Parteichef ist, steigen die Werte hartnäckig. Aber 5 Prozent, das ist ja eher der Alkoholgehalt von Bier und passt gar nicht zum Rotweinbaron Kubicki. Da müssten eher 12 bis 15 Prozent her. Damit Kubickis Nase endlich wieder bordeaux-gelbrotblau leuchtet.



das wetter

Die Schlacht um Geierstein



Engelbert von Quakenstedt taumelte über den Zinnenweg von Burg Geierstein auf den Abgrund zu. Gerade war ihm die Seele geraubt worden. Der dunkle Zauberer Trubin, der die Truppen des fremden Heeres anführte, hatte Ritter Engelbert aus der Ferne mit einem Fluch belegt und alles, was ihn im Innersten zusammenhielt, aus ihm herausgesogen. Doch in letzter Sekunde bewahrte ihn sein alter Gefährte Tugendhart von Tellingbrück vor

dem Absturz. Er flüsterte ihm den erlösenden Gegenzauber ins wehe Ohr: „Wozu brauchstu Seele? Machstu du auch ohne weita! Hastu Eia, hastu Lauf!“ Kaum hatte der edle Engelbert die zaubrigen Worte vernommen, da reckte er auch schon wie ein wahrer Anführer die Klinge seines Schwertes empor und gab die Parole für die Verteidiger von Geierstein aus: „Alle alle machen!“ Und am Ende ward alles, alles ward ritterlich gut.

# Brötchen mit Bodenhaftung

Humanoiden sind der nächste große Scheiß. Zu Besuch bei einem der Nutznießer menschenähnlicher Wesen

Von Fritz Tietz

Als langjähriger Tierhalter hätte sich Roland Perthes lieber einen vierbeinigen Humanoiden gewünscht. Früher hatte er Minka, seine liebe Katze. Ganz früher den WG-Hund Paul, der dann nach Hamburg ging, um Soziologie zu studieren. Aber das ist eine andere Geschichte. Und Kaffee kochen konnten beide nicht.

Trotzdem wäre dem 55-jährigen Frührentner aus Bremen ein vierbeiniger Humanoid irgendwie vertrauter gewesen. „Vier Beine stehen für größere Bodenhaftung“, findet er. „Außerdem strecken Vierbeiner gelegentlich alle Viere von sich und rollen sich unter dem Tisch zusammen.“

Nun ist es aber ein Zweibeiner geworden. Ein drei Jahre alter Humanoid chinesischer Bauart, ausrangiert von Freund Hein, der in einen noch fähigeren Haushaltsroboter investiert hat. Seinen alten hat er Perthes überlassen. Für lau! „Wie sagt man: Einem geschenkten Humanoiden schaut man nicht ... na ja, ‚Maul‘ reimt sich nicht. Und ‚Hämorrhoiden‘ macht bei einem Roboter keinen Sinn“, schmunzelt Perthes. Noch nicht, schmunzeln wir.

Einzig den noch zwei Jahre laufenden Wartungsvertrag hat Perthes übernehmen müssen. Aber die 500 Euro im Jahr stemmt der Pensionär gern. Denn nach den ersten drei Wochen muss er einfach sagen: „Nicht schlecht, so ein Humanoid.“



Per Handschlag besiegeln Roboter die Freundschaft mit ihren Gastgebern Foto: dpa

Humanoiden gelten als der nächste heiße Scheiß. Egal ob in der vier- oder zweibeinigen Version, als Pflegekräfte oder Haushaltshelfer versprechen sie ein Milliardengeschäft zu werden. Chinesische Fabrikate sind inzwischen so ausgereift, dass US-Präsident Trump erst kürzlich ihre Einfuhr in die USA untersagt hat. Hierzulande setzt man eher noch auf Altbewährtes, spricht: die gute alte Hausperle („Bewerbungen bitte nur von ungeimpften Damen mit beglaubigtem Ariernachweis, eige-

nes Kfz Voraussetzung“). Nur sehr vereinzelt sind bereits humanoide Geräte im Einsatz. Freund Hein gebe seinen Robotern stets einen Namen, erklärt Perthes. Ihm aber falle es schwer, eine Maschine als Tom oder Fred anzusprechen. „Ich sage deshalb: Mach dieses, Humanoid, mach das.“ Und der Humanoid macht. Er räumt die Spülmaschine aus, holt die Post aus dem Briefkasten, pumpt das Fahrrad auf. Er mäht den Rasen und füllt frisches Wasser in die Vogeltränke. Alles perfekt. „Manch-

mal habe ich den Eindruck, dass er besser organisiert ist als ich es je war.“

Auch den Gang zum Bäcker hat Perthes ihm beigebracht. Das war allerdings nicht ganz einfach, denn dazu musste die Maschine lernen, eine viel befahrene Straße zu überqueren. Die ersten Versuche waren aufregend. Nicht für ihn. Für die Autofahrer.

Selten allerdings bringt der Humanoid die Brötchen heim, die Perthes ihm aufträgt. Er kommt regelmäßig mit anderen Sorten zurück. Aber auch

das ist im Grunde keine richtige Enttäuschung. „Auf diese Weise lerne ich immer neue Brötchen kennen. Der Humanoid hat meinen kulinarischen Horizont erweitert.“

Auch sonst hat sich Perthes Leben gründlich verändert: „Früher musste ich morgens entscheiden, was ich zuerst erledige. Heute muss ich entscheiden, was ich dem Humanoiden zuerst befehle. Das ist ein Unterschied.“ Aber sicher auch ein gewisser Komfort. Während der Roboter die Wäsche aufhängt, kann Perthes darüber nachdenken, ob er ihn anschließend das Bett beziehen oder erst das schwere Sudoku erledigen lässt. „Man gewinnt Zeit, wenn man nicht mehr alles selbst machen muss. Allerdings verliert man viel Zeit, um einem Humanoiden zu erklären, was, alles selbst“ bedeutet.“

Als nicht ganz ohne erwies sich auch, mit einem Schaffner zu klären, ob sein Humanoid für den Tagesausflug neulich nach Cuxhaven mit der Bahn eine Fahrkarte benötigt. Oder er nicht als Gepäck durchgehe, wie Perthes geltend zu machen versuchte. Schließlich beanspruche der Roboter keinen Sitzplatz, schaue nicht mal aus dem Fenster. Allerdings passe er in keine Gepäckablage, argumentierte der Bahnmitarbeiter. Sie einigten sich schließlich auf eine Fahrrad-ageskarte.

Um auch die sexuellen Dienstbarkeiten seines Humanoiden nutzen zu können, brauche es eine erhebliche Systemerweiterung, gibt Perthes ungefragt zu Beden-

ken. Da scheue er die Kosten. Zumal noch einige Tools dazu kämen, die in den Zubehörkatalogen zum Beispiel als „Flutschfinger“ oder „Wedelhand“ geführt werden.

Manchmal sitzt Roland Perthes einfach nur da und sieht seinem elektronischen Butler bei der Hausarbeit zu. „Dann frage ich mich, ob er noch mein Helfer ist oder ich nicht längst sein Sklave geworden bin.“ Aber natürlich benötigt jeder Humanoid eine gewisse Pflege, die ihm nur sein Eigentümer angedeihen lassen kann. Die Gelenke müssen regelmäßig gefettet werden, die Software gelegentlich ein Update erhalten und das System hin und wieder daran erinnert werden, dass die Klobürste nicht im Wohnzimmer steht.

Neulich hat Perthes dann doch versucht, seinem „Humi“, wie er ihn inzwischen schon mal zärtlich nennt, einen richtigen Vornamen zu geben. Fred, wie es Freund Hein tut, ging nicht. „Fred, stech den Nachbarn ab“, klingt für mich, als würde ich einen alten Bekannten losschicken. „Humanoid, töte Herrn Raab“, klingt irgendwie sachlicher, klarer, angemessen.“

Vielleicht ist das das Geheimnis des Zusammenlebens von Mensch und Maschine: Wir Menschen geben ihnen unsere Aufgaben und irgendwann vielleicht sogar einen Namen. Sie verschaffen uns mehr Freizeit, bringen nur manchmal die falschen Brötchen. Doch damit kann Roland Perthes gut leben. Jedenfalls so lange sie frisch und knackig sind.

Ralf Sotscheck

## Sünder mit Persilschein

Zu spät, liebe Leserinnen und Leser: Sie haben den Portiuncula-Ablass knapp verpasst. Den kann man nämlich nur erlangen, indem man zwischen dem 1. August mittags und dem 2. August um Mitternacht eine Franziskanerkirche besucht. Mit dem Kirchgang ist es freilich nicht getan. Um die Sünden zu tilgen, muss man außerdem die Kommunion empfangen, in den acht Tagen vor oder nach dem 2. August beichten, für den Papst beten und die Bereitschaft zur Loslösung aller Sünden mitbringen.

Der Begriff ist eine Verballhornung des italienischen *Portiuncola*, was „kleine Portion“ bedeutet. Der Ablass wurde ursprünglich 1216 von Franz von Assisi erbeten, nachdem er in der Kapelle Portiuncola bei

Assisi, die er gerade restauriert hatte, eine Vision von Jesus und Maria und ein paar Engeln hatte. Papst Honorius III. gewährte die Bitte, und nachfolgende Päpste weiteten das Privileg auf Franziskanerkirchen weltweit aus, damit die Sünder nicht nach Italien reisen mussten.

Das 700. Jubiläumsjahr der Erscheinung fiel in Irland mit dem Osteraufstand zusammen, der den Unabhängigkeitskrieg gegen die englischen Besatzer einläutete, und Papst Benedikt XV. beschloss einen Sonderbonus für Irlands Sünder: Der Ablass galt vom 1. August 1916 bis zum 2. August 1917 – ein Persilschein für ein Jahr. Die Iren machten sich auf die Reise.

Der Kult war in Irland bis Mitte des vorigen Jahrhunderts so populär, dass Sonderbusse

zu den Mitternachtsmessen in vielen Orten eingesetzt werden mussten, wobei der Multyfarnham Friary in der Grafschaft Westmeath traditionell ein besonderer Status zukommt.

Der Grund dafür ist ein tragisches Ereignis in den frühen Morgenstunden des 2. August 1944. Zwei junge Männer, der 19-jährige Thomas Carroll und der 20-jährige Daniel Tighe, waren sechs Meilen nach Multyfarnham zur Mitternachtsmesse gelaufen. Dann machten sie sich wieder auf den Heimweg, bis sie sich, von Müdigkeit überwältigt, auf ein Bahngleis setzten und einschliefen.

Sie schliefen noch, wie bei einer gerichtlichen Untersuchung festgestellt wurde, als entweder der Zug um 6.15 Uhr oder der um 7.20 Uhr vorbeifuhr. Carroll hatte Glück. Er

war auf der Stelle tot. Der arme Tighe lebte noch lange genug, um seinem Vater zu erklären, dass er sich nicht daran erinnern könne, was geschehen war.

Wenn man in Irland von solchen Fällen hört, liegt der Verdacht nahe, dass Alkohol im Spiel war. Schon 1925 hatte sich der Bischof von Derry äußerst besorgt über unheilige Praktiken im Zusammenhang mit dem Portiuncula-Ablass geäußert. In einigen Fällen handle es sich um nichts weiter als „schändliche Zechgelage, bei denen die schlimmsten Leidenenschaften der menschlichen Natur durch den Gebrauch der giftigen Droge entflammt werden“, wettete er. Aber wenigstens waren Carroll und Tighe bereits alle Sünden erlassen worden. Glück im Unglück.

### taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

**Hausanschrift:**  
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin  
**Postanschrift:**  
Postf. 610229, 10923 Berlin  
**Telefon:** 030 | 25 902-0 | www.taz.de  
**Chefredaktion:** Katrin Gottschalk,  
Barbara Junge, Ulrike Winkelmann  
**Chefreporter:** Peter Unfried  
**Lokalredaktionen:**  
**Nord-Hamburg:**  
Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg,  
040 | 38 90 17-0  
**Bremen:** Pieperstraße 7, 28195 Bremen,  
0421 | 96026 0  
**Berlin:** Friedrichstraße 21, 10969 Berlin,  
030 | 25 902 0  
**Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:**  
Barbara Junge  
**Anzeigen:**  
Dieter Schwengler  
**Berliner Lokalteil:**  
Susanne Memarnia | alle Berlin  
**Regionalteil Nord:**  
Jan Kahlicke | Hamburg  
**LeserInnenbriefe E-Mail:** briefe@taz.de  
**Fax:** 030 | 25 902 516  
**taz Shop:** 030 | 25 902 138  
**Anzeigenverkauf:**  
taz-Anzeigenabteilung,  
Friedrichstraße 21  
**Telefon:** 030 | 25 902 314  
**E-Mail:** anzeigen@taz.de

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.  
**Verlag:** taz Verlags- und Vertriebs GmbH  
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin  
**Geschäftsführer:innen:**  
Aline Lüllmann, Andreas Marggraf  
**Gesellschafter:**  
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin  
**Vorstand:**  
Pascal Beucker, Redakteur |  
Anne Fromm, Redakteurin |  
Aline Lüllmann, Kauffrau |  
Andreas Marggraf, Kaufmann |  
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin  
**Aufsichtsrat:**  
Tolgay Azman, Unternehmer, Hamburg |  
Dr. Astrid Deilmann, Historikerin, Berlin |  
Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/  
Steuerberater, Bielefeld  
**Abo-Service:** 030 | 25 902 590  
9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.  
**Fax:** 030 | 2 59 02-680  
**E-Mail:** abo@taz.de  
Abo-Nummer nicht vergessen!  
Mtl. Mindestpreis digital 22,40 €



**taz** 

# **kurzreisen**

in Deutschland

*Gruppenreisen für  
Individualist\*innen*

Entdecken Sie gemeinsam mit  
engagierten taz-Reisenden interessante  
Orte und reizvolle Landschaften in Deutschland



## **HERRNHUT (OBERLAUSITZ)**

Eine Oberlausitz-Reise mit Ausflügen nach  
Görlitz und Bautzen, Treffen mit einem sor-  
bischen Schriftsteller und Besuch in einem  
Dorf, in dem (noch) sorbisch gesprochen wird.

**7. bis 11. September, ab 950 €**

Donnerstagmorgen, 10 Uhr. Die geräumige Gemeinschaftsküche eines mittelgroßen IT-Unternehmens in Moabit füllt sich langsam. Ein Mitarbeiter zieht sich gerade einen Kaffee am Vollautomaten, plauscht mit einer Kollegin, die gerade in einer Tupperdose ihr Müsli vorbereitet. Während für die meisten Beschäftigten der Arbeitstag gerade erst anfängt, geht er für Sevilay Bedir bereits zu Ende.

„Leider müssen wir früh anfangen, bis 8 Uhr muss die Reinigung fertig sein“, erklärt Bedir, während sie an einem der Tische in der Küche sitzt. Früh, das ist 4 Uhr morgens, manchmal schon 3.30 Uhr. Als Objektleiterin ist Bedir für die Reinigung aller vier Gebäude des IT-Unternehmens verantwortlich. Müdigkeit ist ihr nicht anzumerken, stattdessen wirkt sie vor dem taz-Interview aufgeregt „Das frühe Aufstehen ist das Schwierigste an dem Job. Aber mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt.“

Rund 38.200 Menschen arbeiten laut der Gewerkschaft IG Bau in Berlin in der Gebäudereinigung. Während ihre Arbeit unersetzlich ist, geschieht sie größtenteils unsichtbar, bevor oder nachdem die Büromitarbeiter:innen an ihren Arbeitsplätzen sind. Die Branche gilt als Anlaufstelle für die, die auf dem Arbeitsmarkt eher schlechte Chancen haben: aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse oder in Deutschland nicht anerkannter Bildungsabschlüsse.

Auch Sevilay Bedir war in einer ähnlichen Situation, als sie vor elf Jahren bei ihrem Arbeitgeber, dem Berliner Reinigungsunternehmen Wodara, anfang. Vor 26 Jahren kam sie aus der Türkei nach Berlin. Lange war sie als Hausfrau tätig, doch durch die Trennung von ihrem Mann musste sie Arbeit finden, um ihre drei Kinder zu versorgen. Deutsch sprach Bedir damals nur schlecht, einen Berufsabschluss hatte sie nicht. Zunächst arbeitete sie in einer Restaurantküche, dann fand sie über eine Bekannte eine Stelle bei Wodara.

Allein in der IT-Firma, die Bedir reinigt, ist der Aufwand beachtlich. Zehn Küchen und 30 Toiletten müssen täglich gereinigt werden, Tassen und Teller gespült, dazu die Treppenhäuser gefegt. Die unzähligen Büros werden nur wöchentlich nach einem bestimmten Putzplan geputzt. Das alles vor 8 Uhr, abends steht dann nur noch die Reinigung der Kaffeemaschinen an.

Das frühe Aufstehen war damals ein größeres Problem als heute. Als Bedir bei Wodara anfang, war ihr jüngster Sohn gerade einmal elf Jahre alt, ihre älteste Tochter 15. Gemeinsam mit den Kindern aufstehen oder sie zur Schule bringen war nicht drin. Das Essen konnte sie abends noch vorbereiten, doch für den Schulweg musste sie sich auf ihre älteste Tochter verlassen. „Ich musste ihr eine ganze Menge Verantwortung geben. Es war eine sehr schwierige Zeit in meinem Leben.“ Zum Glück wohne sie direkt neben ihrer Arbeitsstelle und ihr Vorgesetzter war immer verständnisvoll, falls



Hat den Aufstieg geschafft: Sevilay Bedir  
Foto: Jonas Wahmkow

## „Ich bin stolz auf meinen Weg“

Gebäudereinigung ist eine der prekärsten Branchen auf dem Arbeitsmarkt. Trotzdem will sie ihren Job nicht missen, erzählt Reinigungskraft Sevilay Bedir

Von Jonas Wahmkow

die Kinder während der Arbeitszeit Unterstützung brauchten.

Das mit dem Schlaf sei so eine Sache, auch heute noch geht Bedir selten vor 12 Uhr ins Bett. Bei drei Kindern und zwei Katern gäbe es viel Arbeit zu Hause, lacht sie. Aber nach der Arbeit versuche sie noch ein paar Stunden zu schlafen.

Trotz der Strapazen gefiel Bedir der Job, aus einer Zwei-Stunden-Schicht wurde mehr. „Mein Chef hat mich immer motiviert, mehr Verantwortung zu übernehmen“, erzählt Bedir. Sie stieg zur Objektleiterin auf, arbeitet Vollzeit und koordiniert ein Team aus 21 Mitarbeiter:innen.

Als Vorarbeiterin kümmert sie sich heute vor allem um die organisatorischen Seiten der Gebäudereinigung, den Wischmopp hat sie nur noch selten in der Hand. „Ich begehe jedes Haus, mache Dienstpläne, Urlaubspläne, wasche Lappen, bestelle Material und verteile es“, zählt Bedir auf. „Ich hab eigentlich immer zu tun.“

Von ihrem Kunden, den Beschäftigten des IT-Unternehmens, fühlt sie sich wertgeschätzt. „Unsere Ansprechpersonen sind sehr zufrieden. Wenn ich im

Urlaub bin, sind sie sehr besorgt“, scherzt Bedir. Das mit der Wertschätzung sei ihr sehr wichtig, sagt Bedir. „Wenn es nicht so wäre, würde ich woanders arbeiten.“ Nur manchmal käme es vor, dass sie Fotos von nicht ordentlich geputzten Toiletten oder Kaffeemaschinen erreiche, die die Beschäftigten dem Haustechniker schicken.

Mit einer Vollzeitstelle ist Bedir in der Branche eher die Ausnahme. 71 Prozent der Beschäftigten arbeiten nach Zahlen der Bundesagentur für Arbeit Teilzeit. Bei dem gesetzlich festgelegten Branchenmindestlohn von 15 Euro die Stunde, verdienen die wenigsten Reinigungskräfte genug, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. 603 Euro verdient eine Minijobberin bei zwei Stunden Arbeit täglich.

Für viele Kolleg:innen sei die Reinigung nur ein Nebenjob, sagt auch Bedir. „Manche kommen hierher, arbeiten zwei bis vier Stunden und gehen dann zur nächsten Arbeit.“ Eine Kollegin, erzählt Bedir, würde noch bei einem anderen Standort in der Abendschicht bis 3 Uhr arbeiten und dann um 4 Uhr wieder bei dem IT-Unternehmen anfang.

gen. „Manche Leute arbeiten zu hart“, sagt Bedir mit einem Lachen und lässt dabei offen, ob sie sich dabei nicht auch sich selbst meint.

### Mein Chef hat mich immer motiviert, mehr Verantwortung zu übernehmen

Sevilay Bedir

Die Randarbeitszeiten in Verbindung mit der hohen Teilzeitquote kritisieren Gewerkschaften seit Jahren. Das Land Berlin will daher auf das Modell der Tagesreinigung setzen. Hier werden Gebäude im laufenden Bürobetrieb gereinigt und nicht davor oder danach. Dadurch sollen die Arbeitszeiten familienfreundlicher gestaltet und die Teilzeitquote verringert werden. Auch werde somit die Arbeit der Reinigungskräfte sichtbarer. Doch selbst bei landeseigenen Unternehmen und Verwaltungen läuft die Umstellung nur schleppend.

Bei dem IT-Unternehmen, dass Bedir betreut, ist Tagesreinigung keine Option.

Sevilay Bedir stört das nicht allzu sehr, ihren Job macht sie gerne. „Ich verdiene Geld, es macht mir Spaß und ich lerne jeden Tag etwas Neues.“ In ihrer Position als Vorarbeiterin verdiene sie einige Euro mehr pro Stunde als die einfachen Reinigungskräfte, mit ihrer Vollzeitstelle komme sie finanziell gut zurecht. Bedir wirkt zufrieden mit der Verantwortung in ihrer Position, auch wenn sie sich häufig außerhalb der Arbeitszeit um Notfälle kümmern muss. „Ich bin stolz auf meinen Weg, das muss ich ehrlich sagen.“

Stolz ist sie auch auf ihre Kinder. Ihre älteste Tochter ist jetzt 25, hat ihr Studium abgeschlossen und arbeitet beim Land Berlin, ihre mittlere Tochter studiert Bauingenieurwesen, der jüngste Sohn macht eine Ausbildung bei der Deutschen Bahn. Wenn sie darüber nachdenkt, welche beruflichen Möglichkeiten ihre Kinder haben, wird sie doch ein bisschen wehmütig. „Manchmal frage ich mich, warum habe ich das damals nicht auch gemacht?“



Lilly Schröder  
Bewegung

### Wer zu früh plakatiert, den bestraft der Bezirk

Wer steckt hinter Unf\*ck Berlin? Seit Wochen tapezieren die lila-neongrünen Sticker die Stadt: die Eingangstür vom Penny, das Stoppschild am Kotti, den Bürgersteig vor der taz. Seit Sonntagmittag ist offiziell, wer hinter der Kampagne steht: Volt.

Mit ihrer Guerillataktik hat sich die Pro-Europa-Partei einen kleinen, aber feinen Vor-

sprung erkämpft. Denn Wahlplakate für die Abgeordnetenhauswahl am 20. September dürfen offiziell erst ab diesem Sonntag um 12 Uhr mittags hängen – erstmalig. Bislang begannen das Plakatieren an Laternenmasten um Mitternacht. In diesem Jahr hat das Abgeordnetenhaus das Berliner Straßengesetz auf Antrag der Regierungskoalition aus CDU und SPD entsprechend geändert.

Aber auf Regeln stehen Berliner\*innen bekanntlich nicht: In Marzahn-Hellersdorf wirbt die CDU bereits Samstagabend um Stimmen, in Steglitz lächelt die Linken-Spitzenkandidatin Elif Eralp unerlaubt früh Passant\*innen an, die SPD schummelt in Frohnau und die Bergpartei in Friedrichshain. Das dürfte teuer werden. Wer zu früh plakatiert – oder nach der Wahl zu spät abhängt –, zahlt Bußgelder, je nach Bezirk zwischen 10 und 50 Euro pro Plakat.

Jetzt geht es aber erst mal heiß her. Die AfD fordert: „In der Schule ist Deutsch Pflicht“, die Linke will „Berlin bezahlbar machen“, und die CDU wünscht sich „knallharte Strafen für Müllsünder“. Auf anderen Plakaten des „CDU Scheißverein“ haben sich Linksradikale einen kleinen Scherz erlaubt: „Arbeiten bis 70, Al-

tersarmut bis zum Tod. Unsere Agenda 2030“ steht auf einem Plakat mit einem freundlich dreinblickender Friedrich Merz. Auf einem anderen, mit SPD-Spitzenkandidat Steffen Krach, steht: „Sozialstaat? Kann weg. Mit der CDU zusammen arbeiten wir an der Agenda 2030“. Also: Was wählst du?

„Du musst dich positionieren!“, fordert die linksradikale Jugendzeitung Straßen aus Zucker. Aber: „Musst du wirklich? Jain. Und damit herzlich willkommen im Graubereich.“ Bei der Lesung und Diskussion „Zwischen den Stühlen“ widmet sich die *Bravo* der Antifa der Frage, wann Zweifel angemessen sind. Für sie steht fest: „Es braucht in Zeiten von Krisen, Krieg und kulturellem Rechtsruck klare Kante von links, ganz ohne Zweifel.“ Gleichzeitig sei es wichtiger

denn je, Widersprüche auszuhalten. Getestet wird auch die eigene Ambiguitätstoleranz: Wie viel Widerspruch verträgst du?(6. August, about blank, Markgrafendamm 24c, 18:30 Uhr)

Fragt man die Bewohner\*innen des autonomen Jugendhauses und Hausprojekts La Casa in Hellersdorf, müsste die ehrliche Antwort lauten: gar keinen. Dort bekämpften sich Anfang Juli linke Gruppen über den Nahostkonflikt. Ein Video zeigte Vermummte mit Holzlaten, Steinen und Pfefferspray vor dem Gebäude. Zu sehen war, wie sie Barrikaden aus Holzstämmen, Gittern und Bänken errichteten. Eine Nachbarin rief schließlich die Polizei.

Nun bemüht sich das Hausprojekt darum, verlorenes Vertrauen in der Nachbarschaft zurückzugewin-

nen. Unter dem Namen „New Casa“ lädt die palästinasolidarische Gruppe seit Kurzem jeden Sonntag ab 12 Uhr zum Nachbarschaftsbrunch ein. (9. August, New Casa, Wurzener Straße 6–8, 12 Uhr)

Während sich in Hellersdorf die Linke an sich selbst abarbeitet, richtet sich der Blick beim Scirocco Festival dorthin, wo Grenzen tatsächlich über Leben entscheiden: an die EU-Außengrenzen. Ins Leben gerufen wurde das antirassistische Festival 2023 von Aktivist\*innen von Reqship gemeinsam mit der Initiative Open Dreams, die von Menschen mit eigener Migrationserfahrung gegründet wurde. Im Zentrum stehen in diesem Jahr die Auswirkungen des Grenzsystems auf die psychische Gesundheit. (7.-9. August, Wagenburg Lohmühle, Lohmühlenstr. 17)



Porsche-Wettrennen auf dem Ku'damm, Villen, die den Grunewald säumen, und alte, weiße Menschen, die in riesigen Altbauten Prosecco schlürfen, vom Ruf nach Enteignung Panikattacken bekommen und brav CDU wählen: Das dürfte vielen Menschen in den Sinn kommen, wenn sie an Charlottenburg-Wilmersdorf denken. Während das natürlich einen Teil der Realität abbildet, sieht es oft jedoch ganz anders aus: Charlottenburger\*innen, ob jung oder alt, deutsch oder migrantisch, fühlen sich alleine. Zunehmende Bürokratie, hohe Lebenshaltungskosten und Wohnungsnot beschweren ihren Alltag.

Es gibt Orte, die genau das ändern wollen: Auf der Sophie-Charlotte-Straße, ganz in der Nähe vom Schloss Charlottenburg, befinden sich die Räume von Outreach. Hier können junge Menschen zwischen 14 und 27 Jahren Hilfe bekommen, wenn sie Schwierigkeiten und Probleme im Alltag haben. Und Probleme gibt es genug: „Drogenkonsum ist ein großes Thema“ sagt Lydia Gauss, Sozialarbeiterin bei Outreach.

Auch fehlender Wohnraum spiele eine Rolle. Die Schaffung neuer Wohnungen verläuft im Bezirk nur schleppend. Schon lange wird in Charlottenburg über die „Alliiertensiedlung“ in Westend gestritten. Pläne für ihren Abriss und Neubau gibt es seit 2013, passiert ist nichts. Frühestens 2028 will die Deutsche Wohnen hier mit dem Neubau von bis zu 800 Wohnungen beginnen. Schon lange aber stehen etwa 100 Wohnungen leer.

Und wer im Bezirk nach einer neuen Wohnung sucht, muss tief in die Tasche greifen. 23,61 Euro pro Quadratmeter beträgt der Median am Ludwigkirchplatz, am günstigsten wohnt es sich an der Heerstraße für 15,52 Euro pro Quadratmeter, wie aus dem Wohnungsmarktreport 2026 hervorgeht.

Outreach gibt es in ganz Berlin. Was den Standort in Charlottenburg einzigartig macht, ist die Erstberatung. Der Bezirk hatte Outreach gebeten, diese zu übernehmen. „Das ermöglicht die langfristige Zusammenarbeit mit den Jugendlichen“, sagt Meghan Fehily. Die wüssten oft gar nicht, wo sie bei der Zukunftsplanung überhaupt anfangen sollen. Der Papierkram sei kompliziert und die Behörden oft zu angsteinflößend, um ihnen alleine zu begegnen. Ein großes Problem sei auch, dass der Bezirk schnell als wohlhabend abgestempelt werde. „Da gehen dann die unter, die es nicht sind“, sagt Gauss. „Und das sind in Charlottenburg viele.“

Das Projekt wird gut von den Jugendlichen angenommen. Mittlerweile wurde es um einen weiteren Standort erweitert: Ein blauer Bauwagen steht seit April in der Wilmsdorfer Straße. „Box 19“ heißt der Treffpunkt, der auch Beratung und



Christina von „Outra“ (Objekte urbaner Transformation) unterstützt bei den Recyclingarbeiten

# Keine heile Welt

Sieht reich aus, ist aber auch prekär: In Charlottenburg-Wilmersdorf kämpfen Jung und Alt wie anderswo mit Wohnungsnot und Einsamkeit

Von Ann Toma-Toader Fotos Anna Tiessen

Unterstützung anbietet. Outreach hilft aber nicht nur bei Anträgen und Berufswahl: „Die Jugendlichen dürfen bei uns auch einfach ankommen und Kraft tanken“, sagt Gauss. „Wir haben Sport- und Musikangebote, und wenn die Jugendlichen einfach zusammen kochen wollen, dann können wir das auch machen.“

Vor allem Sport und Musik sei für viele Jugendliche einfach nicht zu bezahlen. Die Jugendlichen kämen so gar nicht erst zum Ausprobieren, und auch der Sportunterricht an den Schulen sei, wie das Schulsystem selbst, schlichtweg veraltet. Dabei könne auch Outreach nicht immer alles ermöglichen. „Wir glauben, dass der Bezirk unsere Arbeit hier schätzt“, sagt Fehily. „Trotzdem spüren wir auch, dass der Trend Richtung Sparen geht.“

Weiter südlich, in der Wilmsdorfer Trautenaustraße, befindet sich das Pangea-Haus, ein Verein, der mit Projekten und Angeboten das Zusammenkommen in der Nachbarschaft fördern möchte. Mit dem Fahrstuhl fährt man in den 5. Stock und kommt zum Sprachcafé, das im April 2025 Ehrenamtliche ins Leben riefen. Dort treffen sich montags um 16 Uhr ehrenamtliche Sprachvermittler\*innen und Deutschlernende. Anna aus Polen hat die Leitung. Sie beginnt mit einer Vorstellungsrunde: Reihum werden Namen und Herkunftsländer genannt, Studium, Job, Ausbildung oder Hobbys vorgestellt. „Jedes Thema ist willkommen. Ihr dürft über alles sprechen“, betont eine Sprachmittlerin.

Der Migrationsanteil in Charlottenburg-Wilmersdorf ist vergleichsweise moderat.

Etwa 340.000 Menschen lebten 2025 im Bezirk, davon 26,9 Prozent ohne deutschen Pass. Weitere 20 Prozent sind Deutsche mit Migrationshintergrund.

Im Hinterhof des Pangea-Hauses findet ein Upcycling-Workshop statt. Aus altem, bereits vorhandenem Material soll Neues entstehen. „Wir bauen gerade eine Schaukel“, sagt Maria Weiß, Projektleitung des Pangea-Hauses, stolz. Junge und alte Menschen hantieren mit Schleifmaschine und Holzlaten, messen Winkel aus.

„Etwa 20 Vereine sind hier unter einem Dach“, sagt Weiß. „Das lässt sich in drei Bereiche unterteilen: Beratung, Bildung und Begegnung und Kultur.“ Die meisten Menschen, schätzt Weiß, kämen für die Deutschkurse. „Für Stuhlgymnastik, Makramee-Workshops und Yogakurse kommen dafür überwiegend Menschen aus der Nachbarschaft.“ Die Leute nähmen nicht nur an den Angeboten teil, viele übernahmen selbst ehrenamtlich die Leitung eines Angebotes.

Der absolute Dauerbrenner, sagt Weiß: „Beratung rund um Migration. Wir helfen, etwas Licht in den Verwaltungsdschungel zu bringen.“ Ein Thema fällt ihr besonders auf: „Einsamkeit spielt im Kiez eine große Rolle.“ Das Pangea-Haus steht in der Nähe einer Seniorenresidenz. „Oft kommen Senior\*innen einfach nur zum Reden vorbei. Da merkt man, wie hoch der Gesprächsbedarf ist.“

Mehr als jede fünfte Person über 60 Jahren war 2020 in Charlottenburg-Wilmersdorf ehrenamtlich aktiv. Das ergab eine Befragung des Bezirksamtes. Die meisten der Frauen nahmen an Nachbarschaftscafés und sozialen Einrichtungen wie der Tafel teil. Die meisten Männer übernahmen praktische Hilfeleistungen wie Reparaturen und die Anleitung von Sportgruppen. Auch gaben zwischen 26 und 30 Prozent der Befragten Ü60-Jährigen an, sich manchmal einsam zu fühlen.

Maria Weiß würde sich etwas mehr Solidarität im Kiez wünschen: „Wir haben hier nicht nur Freund\*innen. Irgendjemand schmiss eine Zeit lang etwas Matschiges gegen unsere Fenster. Das ist jetzt schon länger nicht mehr passiert. Aber vor Kurzem hatten wir einen Briefträger da, der gegen Ukrainer\*innen geschimpft hat.“

Wer Veränderung bewirken will, muss in Charlottenburg-Wilmersdorf selbst ran. Das spürt auch das Kinder- und Jugendparlament (KJP) des Bezirks. Connor ist 14 Jahre alt und seit drei Jahren dort aktiv. „Die Grundidee ist, die Interessen und Ideen von Kindern und Jugendlichen im Bezirk zu vertreten“, sagt er. Oft fehle es den Jüngsten an sicheren Schulwegen, Wasserspendern, gesundem Mittagessen und ordentlichen Spiel- und Sportplätzen.

„Man fühlt sich einfach alleine gelassen bei manchen Themen, wenn jungen Menschen nicht zugehört wird“, sagt Connor. Deswegen sei er im KJP aktiv geworden. In den Bezirksverordnetenversammlungen (BVV) muss dem KJP nämlich zugehört werden. „Auch wenn das manchmal nicht von allen gleich enthusiastisch aufgenommen wird“, sagt Zoe aus dem KJP-Vorstand.

Die Arbeit im Kinder- und Jugendparlament mache vor allem großen Spaß. Das sei für die Jugendlichen einer der Hauptfaktoren. „Wir sind wie eine große zweite Familie“, sagt Sertap Özcelik. Sie ist 21 und Übungsleiterin im KJP. Von einem Austausch im Mai ins italienische Trient schwärmen die Jugendlichen besonders. Trient ist die Partnerstadt von Charlottenburg, dieses Jahr feierten beide



Das Pangea-Haus

60 Jahre Jubiläum. Gemeinsam mit italienischen Jugendlichen erarbeitete das KJP ein Theaterstück, das sowohl in Trient als auch im Charlottenburger Haus der Jugend aufgeführt wurde.

## taz-Serie: Berliner Bezirke vor der Wahl

Wenn am 20. September das Berliner Abgeordnetenhaus neu gewählt wird, können die Wähler:innen auch gleich ihr Kreuzchen für das Bezirksparlament machen, offiziell Bezirksverordnetenversammlung (BVV). Die Bezirke sind zwar keine eigenständigen Kommunen, nehmen aber wichtige Aufgaben

der Verwaltung wahr, etwa bei Schulen und in Grünflächen, in den Bürgerämtern und bei der Jugendarbeit. Und obwohl sie immer zu wenig Geld haben, treffen die Bezirksämter bisweilen wichtige politische Entscheidungen – zum Beispiel über Milieuschutzgebiete, Bebauungspläne oder Radwege.

**Ortstermin:** Was ist los in den 12 Großstädten, aus denen Berlin besteht? Was bewegt die Bürger:innen, wo drückt der Schuh, was steht auf dem Spiel? Bis zur Wahl unternimmt die taz jede Woche Montag einen Ortstermin. Alle Teile der Serie finden sie hier auf taz.de versammelt.

### Teil 6: Charlottenburg-Wilmersdorf

Der Bezirk besteht aus sieben Ortsteilen: Charlottenburg, Charlottenburg-Nord, Grunewald, Halensee, Schmargendorf, Westend und Wilmersdorf. Der Grunewald gehört größtenteils zu Wilmersdorf und macht fast die Hälfte des Ortsteils aus. Dadurch ist Charlottenburg-Wilmersdorf der waldreichste Bezirk nach Treptow-Köpenick. 344.000 Menschen leben hier.

**Das Bezirksparlament** Bei den letzten BVV-Wahlen 2023 kam die CDU auf 30,7 Prozent, die

Grünen auf 23 und die SPD auf 19,8. Die Linke folgte mit 6,9 Prozent vor der FDP mit 6,7 Prozent und der AfD mit 5,1.

**Die Bezirksbürgermeisterin** Mit Kirstin Bauch stellen die Grünen die Bezirksbürgermeisterin. Sie wurde 2021 gewählt und blieb auch nach der Wiederholungswahl 2023 im Amt. Die Spitzenkandidat\*innen Die Grüne Bauch bewirbt sich um die Wiederwahl. Christoph Brzezinski, Judith Stückler und Simon Hertel, bekannte

Gesichter im Bezirksamt, treten als Dreiergespann für die CDU an, Heike Schmitt-Schmelz, auch Bezirksstadträtin, für die SPD. Die Linke kandidiert mit der Bezirksverordneten Frederike-Sophie Gronde-Brunner, die FDP schickt den Risikomanager Tobias Bergmann ins Rennen. Die AfD hat keinen Bürgermeisterkandidaten und tritt stattdessen mit einem Team an, zu dem unter anderem Fraktionsreferent Martin Kohler und der Journalist Michael Seyfert zählen.



Isra hat sich dem Projekt „Schaukel“ gewidmet. Neben ihr: Onor



Dem unterle-  
genen  
Gegenkandi-  
daten des  
neuen  
Oberbürger-  
meisters in  
Bremerhaven  
möchte man  
zurufen: Ach  
Mesch, ärgere  
Dich nicht  
Foto: Hendrik  
Schmidt/dpa

# Mesch ärgert sich

Bremerhavens Stadtverordnete hatten Martin Günthner im Mai zum neuen Oberbürgermeister gewählt. Der Gegenkandidat Gerrit Mesch will das nicht hinnehmen und klagt dagegen. Und klagt. Und klagt

Von **Benno Schirrmeister**

Gerrit Mesch beschwert sich, und zwar jetzt beim Oberverwaltungsgericht der Freien Hansestadt Bremen. Das bestätigt er der taz auf Nachfrage. Und solange das nicht entschieden hat, muss auch sein Konkurrent, der amtierende Sozialstadtrat Martin Günthner (SPD), auf die Ernennungsurkunde zum Oberbürgermeister von Bremerhaven warten.

Mit der Beschwerde reagiert der parteilose Rechtsanwalt mit eigener Kanzlei inmitten der Maisfelder von Uplengen, Ostfriesland, auf eine Entscheidung des Bremer Verwaltungsgerichts. Das hatte am 23. Juli mit einer fürs Eilverfahren doch ungewöhnlich substanziellen Begründung Meschs Antrag abgelehnt, die Neubesetzung des Postens an der Spitze der Stadtregierung zu stoppen. Die ist vakant, weil der bisherige Amtsinhaber Melf Grantz (SPD) aus gesundheitlichen Gründen mit Wirkung zum 30. Juni zurückgetreten war.

Oberbürgermeister\*innen wählt in Bremerhaven die Stadtverordnetenversammlung. Deren Geschäftsordnung gibt der stärksten Fraktion das Vorschlagsrecht. Aber zuvor müssen die Posten ausgeschrieben werden, das verlangt das Landesbeamtengesetz.

Deshalb hatte sich auch Mesch auf die Nachfolge beworben, erfolglos: In der geheimen Abstimmung am 7. Mai hatte SPD-Vorschlag Günthner

28, Mesch dagegen nur 9 der 46 Stimmen bekommen. Das wiederum entspricht der Anzahl der Sitze, die das rechtspopulistische Bündnis Deutschland/Bürger in Wut (BD-BIW) um Jan Timke dort hat.

Die Wutbürger hatten ihn schon im Vorfeld unterstützt. Sie stehen auch jetzt im Rechtsstreit an seiner Seite. Und Mesch selbst fühlt sich ihnen sogar noch näher als der FDP, wegen der patriotischen Komponente, wie er der taz sagt: „Mein zentraler Wert ist die Freiheit.“ Das Verfahren hält er für unfair, zum Beispiel wegen des Vorschlagsrechts der Mehrheitsfraktion. Auch hatten die Sozialdemokrat\*innen schon vor der Anhörung der Bewerber\*innen erkennen

**„Eine gewisse Fachlichkeit in der Ausschreibung wäre schon gut“**

Claudius Kaminiarz, Grünen-Fraktionsvorsitzender

lassen, dass ihre Entscheidung längst getroffen war.

„Wenn sich die SPD das schon gekapert hat, wozu dann eine Ausschreibung?“, fragt Mesch. Ursprünglich sei ja sogar rechtswidrig versucht worden, nur einen Bruchteil der wählbaren Kandidat\*innen überhaupt anzuschauen. „Man kann ja verlieren – aber ungern auf diese unfaire, un-

sportliche Weise“, findet er und wehrt sich. Auch wenn er weiß, dass seine Erfolgsaussichten gering sind.

Große Auswirkungen auf das Stadtleben wird die Hängepartie nicht haben. „Es gibt ja eine Stellvertreterregelung“, sagt Magistratssprecherin Laura Bohlmann der taz. Und nein, „aus unserer Sicht hat es keine Fehler im Verfahren gegeben“. Aus der des Verwaltungsgerichts auch nicht: Ausschreibung und Wahlverfahren seien „rechtlich nicht zu beanstanden“, heißt es im Beschluss vom 23. Juli (Az.: 6 V 1414/26).

Politisch kann man das anders sehen: „Mit Ausnahme der SPD sind sich die demokratischen Parteien hier einig, dass wir eine Reform der Magistratsverfassung brauchen“, sagt der Chef der Bremerhavener Grünen-Fraktion Claudius Kaminiarz der taz – und der zählt die BD-BIW eher nicht dazu. Für wünschenswert hält er eine Direktwahl des Oberbürgermeisters. „Das wäre eine Chance“, sagt er. „Sicher auch ein Risiko, aber vor allem eine Chance.“

Tatsächlich treibt das gegenwärtige Verfahren den Grundkonflikt auf die Spitze, den das Wahlbeamt\*innenamt immer verkörpert: Im Wahlakt realisiert sich das Demokratieprinzip. Alle Stimmberechtigten dürfen sich für oder gegen Bewerber\*innen entscheiden, je nach Lust und Laune. Und diese Willensbildung bleibt laut Verwaltungsgericht „einer inhaltlichen gerichtlichen Kontrolle grundsätzlich ent-

zogen“. Die Beamt\*innenlaufbahn dagegen gehorcht dem Rechtsstaatsprinzip.

Das bedeutet: Eine Entscheidung muss in allen Einzelheiten begründet und überprüfbar sein, beispielsweise durch das in einer Stellenausschreibung formulierte Bewerberprofil. Die Bewerbung, die das am besten erfüllt, muss den Zuschlag bekommen. Das ist völlig unvereinbar mit einer demokratischen Wahl, die ja geheim bleiben muss. Dadurch sei klar, dass „der Grundsatz der Bestenauslese auf die kommunalen Hauptverwaltungsämter keine Anwendung findet“, schreibt der Kieler Staatsrechtler Khawaja Asad Yasin in seiner preisgekrönten Dissertation zu diesem Thema.

Folglich ist es bei einer Kandidat\*innensuche per Inserat sinnlos, mehr als Grundsätzliches abzufragen, also die Wählbarkeit, die Bereitschaft für die demokratische Grundordnung einzutreten und ein Minimum an Unterstützerunterschriften einzufordern. In Bayern und Baden-Württemberg, wo die meisten Kandidat\*innen fürs Rathaus per Stellenanzeige gesucht werden, ist das so üblich. Dort aber gibt es dann eine Direktwahl. In Bremerhaven nicht.

Per Annonce hatte die 180.000-Einwohner\*innen-Stadt nur nach einer „fachlich qualifizierten und engagierten Persönlichkeit mit Führungsqualitäten“ gesucht. „Das ist alles rechtlich nicht greifbar“, so Kaminiarz. In der Ratssitzung vor der Wahl hatte er gerügt, dass selbst an Prak-



Wartet noch auf die Ernennungsurkunde zum Oberbürgermeister von Bremerhaven: Amtierender Sozialstadtrat Martin Günthner (SPD)  
Foto: Sina Schuldt/dpa

tikant\*innen der Stadtverwaltung höhere Anforderungen gestellt würden. „Das war natürlich überspitzt“, räumt er ein. „Aber eine gewisse Fachlichkeit in der Ausschreibung wäre schon gut.“

Tatsächlich hatte in der Seestadt schon bald das Gerücht die Runde gemacht, die Ausschreibung nehme Rücksicht darauf, dass Günthner seine förmliche Bildungslaufbahn lediglich mit dem Abitur hatte krönen können. Das hatte schon für Spott gesorgt, als er 2010 in den Bremer Senat gewählt worden war, zuständig für Wirtschaft und Häfen. „Günthner kann Bremerhaven“, hatte ihn der damalige SPD-Fraktionsvorsitzende Björn Tschöpe gegen Kritik mit Verweis auf dessen seltene Kernkompetenz verteidigt.

Mesch hat unter anderem in den USA studiert, seinen Doktor iur. gemacht und ist laut Studienabschluss befähigt zum Richteramt. Nach politischen Ämtern hatte er sich freilich bislang nicht gedrängt. Ihn habe halt das Inserat des Magistrats gereizt: „Ich hatte diese Anzeige gesehen“, erklärt er der taz, „war überrascht, dass dieses Amt so ausgeschrieben wird – und fand, dass ich eine Kandidatur rein fachlich betrachtet sehr gut begründen kann.“

Aber vielleicht ist bei Oberbürgermeisterposten auch Erfahrung in der Kommunalverwaltung ein wichtiges Kriterium. Deren Nachweis hatte der Ausschreibungstext ausdrücklich verlangt. Und in dem Punkt, so viel steht fest, ist Günthner Mesch um Jahrzehnte voraus.



Regenbogenfahne auf dem Brettorfer Schützenfest: Werte, die mit denen der AfD nichts gemeinsam haben  
Fotos (3): Claudia Konert

# Störender Faktor

Seit sich die AfD Niedersachsen vor ein paar Monaten dauerhaft im Schützenhaus in Brettorf eingemietet hat, prasselt auf die Leute im Dorf einiges ein: Landesparteitag, Demos, viel mediale Aufmerksamkeit. Ein Besuch auf dem Schützenfest vor den Kommunalwahlen

Aus Brettorf  
**Berenike Oldenburg**

An fast jeder zweiten Straßenlaterne des kleinen Ortes Brettorf hängt in mehreren Metern Höhe ein blaues AfD-Plakat mit Slogans wie „Abschieben statt Einfliegen“. Im September ist Kommunalwahl in Niedersachsen. AfD-Hochburg, lassen die vielen Plakate vermuten, wären da nicht die weißen Banner in den Vorgärten. Auf einem von ihnen steht: „Als wir Frauen mehr Rechte wollten, meinten wir keine Nazis.“

Aufeinanderen: „Rechtspopulismus spaltet! Demokratie verbindet!“ Auf dem Weg durch die kleinen Straßen mit liebevoll renovierten Höfen und Einfamilienhäusern mit großen Gärten, Spielhäusern, Schaukeln und Carports, wechseln sich die weißen Banner und die blauen Plakate ab. Dazwischen immer wieder weiß-grüne Fahnen und Girlanden. Es ist Schützenfest.

Das alte Dorf, das heute ein Ortsteil der Gemeinde Dötlingen im Landkreis Oldenburg ist, hat nach offizieller Zählung 931 Einwohner\*innen. Restaurants, Einkaufsläden oder Tankstellen gibt es hier keine. Aber

den Schützenhof. Das Schützenfest, bei dem die Brettorfer\*innen jedes Jahr zusammenkommen, findet da, anders als der Name vermuten ließe, allerdings nicht statt. Denn dort hat sich die AfD eingemietet. Bereits mehrmals tagte die Partei in dem alten Gasthaus.

Im Herbst 2025 richtete der Landesverband Niedersachsen hier offiziell seine Geschäftsstelle ein. Im Februar hat sich die Jugendorganisation der AfD, die „Generation Deutschland“, hier als Nachfolgerin der gesichert rechtsextremen Jungen Alternative gegründet und niedergelassen.

Seit die AfD das Dorf für sich entdeckt hat, ist viel auf seine Bewohner\*innen eingedrungen: Landesparteitag der AfD, immer wieder Demos mit Polizeiaufgebot, viel mediale Aufmerksamkeit und auf einmal tauchten bekannte Gesichter aus der rechten Szene auf. Wie geht ein so kleines Dorf damit um? Spaltet oder verbindet es?

An einem Sonntag im Juli versammelt sich die Dorfgemeinschaft im Garten eines Einfamilienhauses. Viele tragen grüne Schützenuniformen. Auf der Einfahrt steht ein Bierwagen, die

meisten bedienen sich einfach selbst. Während weiter hinten im Garten das neue Schützenkönigspaar geehrt wird, stehen die anderen Besucher\*innen vor dem Grundstück herum, plaudern, trinken und warten auf den Umzug.

Einer von ihnen ist Matthias Lux, Sprecher des „Bündnisses Buntess Brettorf“, das für die weißen Banner verantwortlich ist, die den AfD-Plakaten etwas entgegensetzen. Das Bündnis organisiert auch regelmäßige Treffen und Proteste. „Früher oder später wird die Geschäftsstelle immer ein Thema, egal in welchem Kontext man sich trifft“, erzählt er.

„Sie wird eigentlich immer als störender Faktor wahrgenommen.“ Schnell habe sich ein breites Bündnis dagegen organisiert: „Das hat mein kleines Herz total erwärmt“, sagt Lux. Er nehme keine Lager wahr, die nicht miteinander reden oder sich gegenseitig anfeinden würden.

Dem Gespräch am Bierwagen schließen sich immer mehr Leute an, die das Bündnis unterstützen. „Zwischen den Engagierten ist ein großer Zusammenhalt entstanden“, sagt Ute Hesebeck, eine 51-jährige Lungenfachärztin. Claudia Kück, 57, die in einem Schlaflabor arbeitet, erzählt, dass sie sich besonders im Brettorfer Sportverein für ein neues Leitbild mit Werten wie Toleranz, Gleichberechtigung, Vielfalt, Integration und Inklusion eingesetzt hat.

Werte, die mit denen der AfD nichts gemeinsam haben, seien mit einer überwältigen Mehrheit beschlossen worden. „Das war ein Riesenerfolg“, so Kück. „Der Sportverein ist ein wichtiger Teil der Gesellschaft. Deshalb finde ich, dass auch er Haltung zeigen sollte.“

Aber es gibt auch die anderen. Bei der vergangenen Kommunalwahl 2021 ist die AfD zwar nicht in den Dötlinger Gemeinderat gewählt worden. Bei der Bundestagswahl aber haben hier knapp 20 Prozent die in Teilen



Schütz\*innen ziehen durch Brettorf: spürbarer Zusammenhalt

gesichert rechtsextreme Partei gewählt. „Wo die sitzen, weiß der Kuckuck“, wirft ein Rentner ein. Ob auch ein Zusammenhalt unter denen entstanden ist, die die AfD-Geschäftsstelle begrüßen? Können sie nicht beurteilen.

Ein Prachtbau ist der Schützenhof nicht gerade: Die Schrift auf dem großen, weißen Schild an der renovierungsbedürftigen Fassade ist nicht mehr lesbar. In-

## „Den meisten ist es peinlich“

**Michael Jaskulewicz**, Geschäftsführer eines Pflegedienstes, über AfD-Unterstützer\*innen in Brettorf

nen erkennt man nur verstaubte Gardinen. Richtig stabil wirkt einzig der nagelneue Briefkasten mit der Anschrift des Landesverbandes der AfD Niedersachsen.

Die Gemeinde Dötlingen, in die Brettorf von den Nationalsozialisten eingegliedert wurde, erlangte im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936 den inoffiziellen Status eines „Reichsmusterdorfs“. Das war der Lohn dafür, dass es sich schon früh um die nationalsozialistische Inszenierung der „Volksgemein-

schaft“ verdient gemacht hatte: So wurde 1933 ein als besonders germanisch empfundener Findling auf den Gierenberg geschleppt. Mit einem Hakenkreuz geschmückt diente er fortan als Weihstätte fürs Regime. Das Hakenkreuz wurde 1945 entfernt, der Stein umgekippt, blieb aber liegen.

Die AfD versprach sich vom Umzug in die ländliche Wildeshauser Geest, etwa 130 Kilometer von der Hauptstadt Hannover entfernt, den Protesten ausweichen zu können. Ganz aufgegangen ist der Plan nicht. Erst im Februar demonstrierten rund 300 Menschen, auch aus dem Umland, gegen die Gründung der „Generation Deutschland“ in Brettorf.

Die Leute aus dem Ort haben dagegen das „Bündnis Buntess Brettorf“ gegründet. Es zeichnet für die weißen Banner in den Vorgärten und an den Laternenmasten verantwortlich. Regelmäßig organisiert es Treffen und Protestveranstaltungen.

Im Dorf wird gerätselt, wer zu den AfD-Unterstützer\*innen zählt. „Den meisten ist es wohl peinlich“, vermutet Michael Jaskulewicz, 46, Geschäftsführer eines Pflegedienstes. Gespalten sei das Dorf aber nicht. „Für ein gespaltenes Dorf müsste eine aktive Gegenseite geben“, sagt er.

„Die sehe ich nicht.“ Der Zusammenhalt sei viel spürbarer als in den lärmenden öffentlichen Diskussionen. „In denen fühlt man sich manchmal sehr alleine. Und hier merkt man dann plötzlich: Die meisten denken eigentlich ähnlich, wie ich.“

Die Demos gegen die AfD-Geschäftsstelle trafen auf viel Unterstützung und selbst die, die nicht daran teilnehmen können, steuern etwas bei. „Nicht jeder muss laut sein. Auch die kleinen Gesten tragen dazu bei, dass eine Gemeinschaft entsteht“, sagt Jaskulewicz. „Jemand bringt zehn Packungen Kaffeeemilch zur Demo vorbei, das bedeutet mir genauso viel“, sagt er und ist sichtlich gerührt.

Für die anstehende Kommunalwahl arbeitet die AfD an ihrer Wahrnehmbarkeit. Erstmals hat sie Kandidaten aus Dötlingen aufgeboten; selbst auf den von der Partei publizierten Steckbriefen bleiben die vier Männer weitgehend unbeschriebene Blätter: zwei Elektroniker, ein Diätköch und ein Metalltechniker treten an.

Wofür sie stehen, was sie umtreibt – das bleibt schleierhaft. Bei einem wird noch nicht einmal das Alter bekannt gegeben. Auf dem Schützenfest von Brettorf jedenfalls wurde keiner von ihnen gesichtet.



Nicht gerade ein Prachtbau: Im Schützenhof in Brettorf hat sich die AfD Niedersachsen mit ihrer Geschäftsstelle niedergelassen

das wird

„Ich habe 20 Jahre des kommerziellen Scheiterns hinter mir“

Früher Kellogg's Fabrik, heute Erlebnisoase. Mit der Freizeitklinik schafft Immo Wischhusen in Bremen einen Ort, den man nach Festivals oft vermisst

Interview **Noel Urcan**

taz: Immo Wischhusen, jedes Jahr lassen Sie auf einer Bremer Halbinsel auf rund 7.000 Quadratmetern eine Landschaft entstehen, wie man sie sonst nur von Festivals kennt. Was hat Sie dazu bewegt, mit der Freizeitklinik einen weiteren Ort der Begegnung zu schaffen?

Immo Wischhusen: „Die Komplette Palette“ ist ein künstlerisches Projekt im Hemelinger Hafen, das 2016 entstand. Es ist ein Ort der temporären Begegnung mit einer Bar, Konzerten und Kunst, alles in der Natur und direkt am Wasser. Seither verwandelt sich jeden Frühling aufs Neue eine Brachfläche in einen Ort, der vielen Bremer:innen auch als „Das Kleine Paradies“ bekannt ist. Jeden Herbst muss alles wieder abgebaut werden. Mit der „Freizeitklinik“ wollte ich einen ähnlichen Ort schaffen aber mit mehr Kontinuität, etwas das bleibt.

taz: Die Freizeitklinik entspringt einer weiteren Brachfläche, einem unbebauten Teil des Industriegebiets Bremen Überseestadt. Wie begann alles vor drei Jahren?

Wischhusen: Lange prägte vor allem die alte Kellogg's-Fabrik die Gegend. Der Investor Klaus Meier möchte hier ein innovatives Stadtquartier entstehen lassen. Mit einem hanseatischen Handschlag verabredeten wir, dass die Freizeitklinik hierzu beitragen kann. Durch den immer wiederkehrenden Auf- und Abbau von der „Kompletten Palette“ gab es bereits etablierte Bausätze, aber die Herausforderung lag darin, nicht nur eine neue Infrastruktur zu installieren, sondern sie auch auf Dauer funktionsfähig zu machen. Die Idee ist, dass dieser Ort auch dauerhaft Teil des Quartiers bleibt.

taz: In den 90er Jahren waren Sie allem in der deutschen Hip-Hop-Szene unterwegs. Nun möchten Sie einen Ort der Begegnung schaffen. Wie kam es zu dem Umbruch?

Wischhusen: Mitte der 90er hatte ich gemeinsam mit Ferris MC die Band „Freak Association“. Ich bin sozusagen im deutschen Hip-Hop aufgewachsen. Nach etlichen Tours und Auftritten habe ich sozusagen 20 Jahre des kommerziellen Scheiterns hinter mir. Dadurch konnte ich den Begriff Erfolg für mich neu definieren. Hätte ich keine hohe Frustrationstoleranz, hätte ich diesen Ort vermutlich niemals geschaffen. Denn was mich immer schon glücklich gemacht hat, ist der Schaffensprozess hinter der Kunst. Was ich hier mache, ist für mich immer noch Hip-Hop, aber eben in handwerklicher Form. Ich wünsche mir eine bessere Welt und mit der Freizeitklinik beschränke ich mich einer eingezäunten Fläche auf ein kleines Fleckchen Erde, das ich besser machen möchte.

taz: Was erwartet die Leute, wenn sie zum Digital Detox Day in die Freizeitklinik kommen?

Wischhusen: Es kommt darauf an, was sie draus machen, denn das echte Leben macht man sich selber. Ich möchte zu einer soliden Einzelleistung anregen. „Herz auf, Hirn an“ steht am Eingang. Es gibt keinen Animateur, der durch die Gegend läuft und den Entertainer spielt. Man kann einfach chillen, sich hinlegen, entspannen. Es gibt Sonnenbänke, Tischkicker, eine Tischtennisplatte, ein Trampolin, einen Sandkasten und herrliche Mirabellenbäume, von denen alle so viel essen dürfen, bis sie satt werden.

taz: Sie sind Social Media aktiv, auch für den Digital Detox Day. In welchem Spannungsverhältnis sehen Sie sich da und wie steht es um Ihren eigenen Medienkonsum?

Wischhusen: Mein erstes Handy war ein Siemens S4. Heute schätze ich die Kommunikationsvorteile von Smartphones. Ohne könnte ich nicht tun, was ich tue. Um mein Angebot an die Menschen heranzutragen, muss ich sie dort erreichen, wo sie sich herumtreiben – und das ist heute nun mal das Handy. Mir passiert's auch, dass ich nach dem Content-Hochladen hängenbleibe und mir plötzlich Zeug angucke, das ich gar nicht brauche. Dann habe ich auf Konsum umgeschaltet statt auf Produktion, aber was zählt ist das Bewusstsein.

Mit Asche gemalt:  
Wandbild nach Cecilia Vicuña's „Tara's Tears (A Prayer for the World)“  
Foto: Daria Kulnina

Ausstellung „Fire. From the Cosmos to the Commons“: bis 21.9.2026, Hamburg, Mahnmal St. Nikolai, Willy-Brandt-Str. 60. Die Werke im Außenraum sind permanent zugänglich. Die Werke im Weinkeller während der Museumsöffnungszeiten: täglich 10 bis 21 Uhr.

Digital Detox Day in der Freizeitklinik, 4.8., 18 bis 22 Uhr, Stephani-kirchenweide 19, Bremen-Überseestadt, Eintritt frei



Immo Wischhusen Jahrgang 1975, ist Veteran des deutschen HipHop. In Bremen organisiert er seit 2016 jeden Sommer das temporäre soziokulturelle Kunstexperiment „Die Komplette Palette“.



# Die schöne, destruktive Kraft des Feuers

Eine Hamburger Ausstellung „Fire“ umkreist historische und ökologische Aspekte des Feuers. Und erfährt die tödliche Kraft der Hitze am eigenen Leibe

Von **Petra Schellen**

Wer in den Himmel schaut, wird Antworten finden. Die Sterne sagen uns, wie wir uns verorten können. Das klingt nach Astrologie und Esoterik, aber Hamburgs Stadtkuratorin Joanna Warsza, zuständig für Kunst im öffentlichen Raum, meint es globaler: In der aktuellen Krise suche die Menschheit nach Orientierungspunkten, um die Beziehung zur Erde neu zu denken, sagt sie. Man brauche „sowohl das Spirituelle als auch das Rationale, das Poetische als auch das Pragmatische“. Schaffen will sie das durch ihr Fünf-Jahres-Projekt „From the Cosmos to the Commons“, vom All zum Allgemeingut. Den Kosmos hat sie 2025 abgehandelt. Die vier Elemente starteten nach oben schaut, sieht eine Flammenwand, die den Himmel verdeckt und statt Orientierung eher Apokalypse bietet.

Der Ort ist emblematisch, verbrannte die Kirche doch gleich zweimal: 1842 beim „Großen Brand“ und erneut im Zweiten Weltkrieg bei der „Aktion Gomorrha“ bzw. dem „Feuersturm“. So nennen die Hamburger:innen den Angriff der britischen Luftwaffe im Juli 1943, der über 30.000 Menschen das Leben kostete.

Nach hitzigen Debatten über die des Gedenkens und überhassteten Teilabrissen blieb der Kirche das Außenskelett. Es umschließt einen Platz mit einigen dauerhaften Kunstwerken sowie, im Untergeschoss, eine kluge Ausstellung zum „Feuersturm“.

Wobei der Begriff „Feuersturm“ angesichts der aktuell tobenden, durch Sturm angefachten Waldbrände in Südeuropa neue Aktualität bekommt und die Schau zum Politikum macht. Denn wer, getreu dem Motto „Vom All zum Allgemeingut“, in jenen Regionen derzeit nach oben schaut, sieht eine Flammenwand, die den Himmel verdeckt und statt Orientierung eher Apokalypse bietet.

Und ob nun Brandstiftung, wirtschaftlich motivierte Brandrodung oder der Klimawandel verantwortlich sind: Menschen-gemacht sind diese Brände genauso wie der „Feuersturm“, der eben nicht, wie der Begriff suggeriert, bloße „Naturkatastrophe“ war. Sondern Folge des 1933

von Deutschland entfachten Zweiten Weltkriegs.

Aber wie den Zyklus von Zerstörung und Wiederaufbau stoppen und eine gerechte Gesellschaft erzeugen, die Wohlstand und Ökologie vereint? Es sind planetare Fragen, die sich Kuratorin Warsza genauso stellt wie Mark Sealy, Kurator der diesjährigen Triennale der Photographie.

Hier wie dort soll Kunst den Weg weisen, und so durchwandert man in der „Fire“-Schau den einstigen Kirchenraum, findet hier und da Brandspuren. Man begreift die Dimension des Verlorenen, und merkt: Nic Feys 2017 entstandene, eigentlich zur Dauerausstellung gehörende Nahaufnahmen von Skulpturen, die am Turm den Brand überstanden, bilden einen guten Rahmen für die „Fire“-Schau. Engel, Trauernde, Teufel kommen in diesen Fotos nah. Wir schauen zurück und begreifen: Das Teufliche des Krieges und die Trauer über seinen Folgen sind dieser Kirche schon lange einbeschrieben.

Schätze, die das Feuer überstanden, hat auch Annette Kelm für die „Fire“-Schau gefunden und aufgehängt: Cover von Büchern, die 1933 der Bücherverbrennung durch NS-Schergen und -Sympathisanten entrannen, hat sie fotografiert. Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ und Kurt Hillers „Paragraph 175. Die Schande des Jahrhunderts“ sind darunter. Kunst- und humorvoll gestaltet, bezeugen sie die reiche Kulturszene vor der Machtübergabe an die NSDAP. Im öffentlichen Raum wurden Bücher wie diese verbrannt. In den öffentlichen Raum kehren sie nun symbolisch zurück.

Den ökologischen Folgen des Feuers widmet sich das Wandgemälde „Tara's Tears (A Prayer for the World)“. Es zeigt ein Auge, aus dem eine Träne mit Weltkugel tropft. Die Hamburger Künstlerin und Gängeviertel-Aktivistin Coco Bergmann hat es nach einem Ölgemälde der chilenischen Künstlerin, Dichterin und Umweltaktivistin Cecilia Vicuña, erstellt. Die Brisanz liegt im Material: Es ist aus Asche vom Waldbränden im brasilianischen Amazonasgebiet gefertigt. Übergeben wurde sie vom Waldschutz-Aktivisten- und Künstlerkollektiv Cinzas da Floresta aus São Paulo.

Aber es gibt auch Feuer- und Sonnenanbeter:innen unter den Ausgestellten. Die Usbekin Saodat Ismailova etwa gestaltet ihren Film „Melting into the sun“ als Zeitreise auf den Spuren des 783 hingerichteten iranischen Polit-Rebellen, Alchimisten und Propheten Al-Muqanna. Er huldigte dem Zoroastrismus samt Feuer- und Sonnenverehrung und kämpfte für die Entrechteten.

In Anspielung auf dessen legendäre Spiegelspiele hat Ismailova einen Spiegel am Turm von St. Nikolai montiert, der das Licht der Sonne reflektiert. Der zugehörige Film zeigt den riesigen, noch zu Sowjetzeiten gebauten Solarschmelzofen bei Taschkent. Und die Figur Al-Muqannas beschwört derweil die reinigende Kraft des Feuers, zugleich Symbol des Kampfs für Gerechtigkeit.

Kuratorin Warsza deutet das Werk als Ruf nach einer Solar-

politik, wie sie die Philosophin Oxana Timofeeva formuliert, in Anlehnung an den Philosophen Georges Bataille. Er forderte, anstelle endlicher fossiler Energien den Überschuss solarer Energie zu nutzen, also nicht auf Wachstum zu setzen, sondern auf die Nutzung des Vorhandenen.

Von der destruktiven Kraft dieses Überschusses mit 10.000 Hitzetoten hierzulande spricht die Schau nur am Rande, wenn etwa Lene Markusen die Überhitzung der Städte, Server, Debatten auch der Menopause in eine figürliche Installation bannt.

Entkommen ist die Schau der tödlichen Sonne trotzdem nicht: Agnes Denes' „Sonnenblumenfeld“ auf Hamburgs Domplatz, gedacht als Intervention der Hoffnung, ist schon halb verdorrt. Der Klimawandel droht die Hoffnung zu überholen.

Anzeige



Deutsche Ausgabe

**+LE MONDE** *diplomatique*



## EXKLUSIVES ANGEBOT

*für taz-Abonnent:innen*

Möchten Sie nach der Seitenwende *Le Monde diplomatique* weiterhin auf Papier lesen?

Dann bestellen Sie die Monatszeitung zum Supersonderpreis von nur 39,60 Euro im Jahr (fast 40 Prozent Ersparnis).

**Jetzt bestellen** und jeden Monat LMD direkt zugeschickt bekommen.

**Hier bestellen**

[taz.de/lmd-gedruckt](https://taz.de/lmd-gedruckt)  
[abo-lmd@taz.de](mailto:abo-lmd@taz.de)

39,60 Euro

für 1 Jahr LMD auf Papier